HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG





GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908



HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

DRITTER
BAND



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER VERLAG

HYPERION

SECHSTES HEFT

1908

DAS SECHSTE HEFT:

Hugo von Hofmannsthal: Die Begegnung mit Carlo, Fragment aus einer Comödie in Prosa. Robert Musil: Das verzauberte Haus. Maximilian Dauthendey: Sieben Gespenster und die Zeit. Alfred Walter Heymel: Dünenritt. Erich North: Vier Sonette. Alfred Richard Meyer: Im Park von Tiefurt. Carl Georg von Maaßen: Aus E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel. Ludwig Bauer: Zur Kritik des Lebens. E. A. Poe: Der Rabe, zum 19. Jänner 1909 ins Deutsche gebracht von Theodor Etzel. Giovanni Pascoli: Die Hetäre, deutsch von Benno Geiger. Alexander Alexandrowitsch Block: Zwei Gedichte, aus dem Russischen von Reinhold von Walter. Giovanni Papini: Der Dämon sagte mir ..., Ein Märchen, aus dem Italienischen von Andreas von Marschlins. Franz Blei: Szenen aus Carl Sternheim's Don Juan. Paul Ernst: Die Liebe des Flibustierführers, Eine Erzählung. Max Mell: Das Landgut des Baron Schnebel, Eine Novelle. Arthur Symons und Henri de Régnier: Zwei Aufsätze über Villiers de l'Isle-Adam. Hermann Bahr: Der Schauspieler, Notizen. Redaktionelle Mitteilungen. Bildbeigaben von L. von Hofmann, Gustav Klimt, Bloos, G. Craig, Toulouse-Lautrec, C. Guys, Hokusaï.

HUGO VON HOFMANNSTHAL / DIE BEGEGNUNG MIT CARLO / FRAGMENT AUS EINER COMÖDIE IN PROSA

⟨Vorsaal in einem Gasthof. Rückwärts und links münden Gänge, die nach den Gastzimmern führen. Rechts gehts zur Treppe. Übergang von der Nacht zum Morgen.⟩

CARLO: ⟨kommt von rechts die Treppe herauf, völlig angekleidet.⟩

FLORINDO: ⟨in Schuhen und im Hemd, darüber einem Mantel, drückt sich in eine Ecke⟩: Himmel tu dich auf! Carlo! Carletto! Henriettens Bruder! Welcher Teufel bringt den hierher? Was kann er hier anders suchen als mich, und wenn er mich sucht — so heißt das soviel als: er weiß alles. Aber ich habe ja selber nichts vorausgewußt, daß ich mit diesen Leuten reisen werde. Nun, ganz einfach: er ist mir eben nachgefahren von Ort zu Ort und hier hat er uns eingeholt. Und das mitten hinein in diese namenlose, jeden Nerv auflösende Seligkeit! Nun, machen wirs nicht immer so mit den Hirschen und Auerhähnen? warum soll's der da droben nicht einmal mit uns so machen?

CARLO ⟨geht langsam über die Bühne.⟩

FLORINDO: Er scheint mein Zimmer nicht zu wissen. Diese Stunde noch ihm entkommen! Das letzte noch trinken aus dem süßesten Gefäß, mit dem das Leben jemals diese Lippen gestreichelt hat, und dann in Gottes Namen zwischen zwei Gartenmauern vor seine Pistole. Es haben auch Brüder schon daneben geschossen.

CARLO ⟨scheint unschlüssig, seine Augen suchen einen verlorenen Gegenstand auf dem Boden.⟩

FLORINDO: Könnt' ich mit Anstand um die Ecke! ⟨taucht sein Taschentuch in einen Krug, der neben ihm steht, macht sich eine Compresse, die sein Gesicht verdeckt, ergreift die Türklinke hinter ihm und will in sein Zimmer verschwinden.⟩

CARLO: ⟨der ihn schon früher fixiert hat⟩ Ja, ich irre mich nicht. Sie sinds, Florindo. Sie hier?

FLORINDO: ⟨wirft die Compresse weg⟩ Warum so überrascht? da Sie mich ja doch gesucht haben.

CARLO: Wie käme ich dazu, Sie zu suchen?

FLORINDO: ⟨sich fassend⟩ Natürlich — wie kämen Sie dazu. Außer daß man Ihnen gestern abends hier im Gasthof sehr wohl meinen Namen gesagt haben könnte.

CARLO: Ja, dann allerdings hätte ich Sie aufgesucht, lieber Florindo.

FLORINDO: ‹vor sich› Lieber Florindo!

CARLO: Aber Sie haben Kopfschmerzen, und dazu hat man Sie Unglücklichen auch wegen der Diligence geweckt, die nach Mestre gehen soll! Beruhigen Sie sich, die Diligence geht erst in zwei Stunden. Man hat also die Wahl, sich nochmals zu Bett zu legen, oder die zwei Stunden hier auf und ab zu patrouillieren.

FLORINDO: Ich werde allerdings vorziehen, mich zu legen.

CARLO: Glauben Sie mir, Sie werden mit einem noch schlimmeren Kopf aufwachen.

FLORINDO: Jedenfalls können wir nicht hier bleiben. Wir würden die anderen Passagiere stören.

CARLO: Hier wohnt sonst niemand.

FLORINDO: Wie? ich dächte doch.

CARLO: Ich weiß es: niemand als ein durchreisender Pfarrer, der mir schon auf der Treppe begegnet ist und ein junges Ehepaar, dort weit drüben.

FLORINDO: ‹beunruhigt› Dort drüben?

CARLO: Ja, dort hinten. Sonderbar genug, daß wir einander auf diese Art wieder begegnen. Aber es freut mich, daß ich Sie sehe, Florindo. Nein, es freut mich mehr als Sie glauben. Ich habe — ich muß Ihnen nicht gerade freundlich erschienen sein, dieses letzte Jahr, in Treviso im Haus meiner Mutter. Ich habe Ihnen das abzubitten.

FLORINDO: ‹verlegen›

CARLO: Oh Sie ahnen nicht, was ich durchgemacht habe, mein guter Florindo. Meine Unart — meine ewige Verstimmung — ich will nichts davon beschönigen, es ist eine Hypochondrie, die ich nicht los werde — aber glauben Sie mir, es ist keine leere eingebildete Hypochondrie, es ist eine berechtigte. Armut ist ein Zustand, ein unerträglicher Zustand, verschämte Armut ist der unerträglichste, und Sie ahnen nicht, wie arm wir sind, wie arm wir schon damals waren. Wissen Sie, warum meine Mutter und meine Schwester meistens Ihren Nachmittagsbesuch nicht annehmen konnten?

FLORINDO: ‹verlegen mit Verbindlichkeit›

CARLO: Weil sie kein Kleid auf dem Leib und keines im Kasten hatten. Weil das einzige Kleid, das jede von ihnen besaß, Sonntags vor der Messe ausgelöst wurde und nachher wieder ins Leihhaus wanderte.

FLORINDO: Mein Gott!

CARLO: Das haben Sie nicht geahnt. Und ich war der Mann, ich war das Oberhaupt der Familie, meine Sache war es, Rat zu schaffen. Verstehen Sie, daß man allmählich lernt, sich zu verachten dafür, daß man nicht die Kraft hat, die Erlösung aus dem Boden zu stampfen, und daß einen diese Selbstverachtung noch untüchtiger macht, noch ungeschickter, noch unerfreulicher.

FLORINDO: Ich habe Ihnen nie etwas nachgetragen.

CARLO: Nein, nein. Lassen Sie mich. Ich habe das Bedürfnis, einmal so zu Ihnen zu sprechen.

FLORINDO ⟨beherrscht seine Ungeduld.⟩

CARLO: Es war Ihnen gegenüber, gerade Ihnen gegenüber doch nicht bloß diese hypochondrische Verstimmung, die mich kaum mehr höflich, kaum mehr erträglich sein ließ. Es war noch etwas anderes. Ich bitte Sie, mich davon sprechen zu lassen, ich will es einmal ausgesprochen haben. Es war, ich hatte den Argwohn, Florindo, – ich habe ihn nicht mehr, wie Sie sehen, – daß Ihr Verkehr für meine Schwester Henriette gefährlich sein könnte. Dies ist ja eher schmeichelhaft als verletzend für Sie, und zudem –

FLORINDO: ⟨treuherzig⟩ Zudem haben Sie ihn ja nicht mehr.

CARLO: Meine Schwester hat ihn mir genommen. Ich hatte mit ihr ein langes Gespräch, es war kurz bevor wir uns trennten – ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß Henriette jetzt im Haus entfernter Verwandten lebt.

FLORINDO: Ich habe davon gehört.

CARLO: In diesem Gespräch hat mir Henriette einen Aufschluß gegeben – wie reizend sind Frauen, wenn sie von diesen Geheimnissen einmal zu sprechen gewillt sind – sie hat es mir mit wenig Worten erklärt, wie ein Mensch Ihrer Art auf Frauen wirkt.

FLORINDO: Ich –?

CARLO: Ja. Sie wirken, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Es ist ein Fluidum, eine Kraft, ein Zauber. Auch auf Frauen, um die Sie sich gar nicht kümmern. Auf diese vielleicht am stärksten.

FLORINDO: Auf Henriette – auf Ihre Schwester doch eben nicht, wie Sie sehen.

CARLO: O ja. Aber indem sie die Gefahr kennt, weiß sie sich ihr zu entziehen.

FLORINDO: Dann –

CARLO: O, es gibt nicht viele, die gewitzigt genug sind, sich selber zu durchschauen, eh es zu spät ist.

FLORINDO ⟨stumm.⟩

CARLO: Im Augenblick, wo Henriette mit so viel Unbefangenheit davon sprach, und der Stachel von Argwohn und Sorge mir aus dem Herzen genommen war, konnte ich das Gefühl des Mädchens für Sie geradezu teilen. Ich kann verstehen, daß ein Mensch Ihrer Art, indem er nur ins Zimmer tritt, eine Macht ausübt. Die Wahrscheinlichkeit des Erfolges macht ihn sicher, kühn und liebenswürdig. Man freut sich seiner, man freut sich mit ihm, es ist ein Etwas, das uns ihm entgegendrängt. – Wie sollte die Frau, die von Natur hingebend ist, dem widerstehen? Wenn man ein Mann ist, könnte man in die Versuchung kommen, Sie zu beneiden. Aber ich ziehe es vor, seitdem mit einem recht warmen Gefühl an Sie zu denken, einem recht herzlichen Gefühl – von dem Sie freilich noch nichts bemerkt haben werden. Aber Sie sagen kein Wort – Sie wissen nicht, was Sie sich aus dieser etwas unerwarteten Erklärung machen sollen – vielmehr, Sie machen sich eben nichts aus ihr, und ich hätte sie besser für mich behalten.

FLORINDO: Wie können Sie denken!

CARLO: Sie haben so Recht, mein Bester.

FLORINDO: Ich bitte Sie –

CARLO: Ich muß Sie unvergleichlich gelangweilt haben.

FLORINDO: Sie wissen nicht –

CARLO: Der beständig Einsame, der chronisch Unglückliche ist das ödeste Geschöpf der Welt.

FLORINDO: Lieber Freund! Lieber Carlo –

CARLO: Nein, nein, vergeben Sie mir meine Ungeschicklichkeit, das ist alles, um was ich bitte. Ich habe diese Nacht nicht geschlafen, meine Nerven sind überspannt, ich habe es verlernt, mich mit Menschen zutraulich zu unterhalten. – Vergeben Sie mir und vergessen Sie diese Minute.

FLORINDO: ⟨umarmt ihn⟩ Das ist meine Antwort auf alles, was Sie so gut waren, mir zu sagen. Und nun lassen Sie mich die Wahrheit gestehen, lieber guter Carlo: unser Gespräch auf dieser Stelle hier ist nicht länger möglich. Ich brenne darauf, es fortzusetzen, morgen, jeden andern Tag, in Venedig – ich werde glücklich sein – aber hier – ich habe hier ganz nahe – es wohnt hier im Haus eine Dame – die mich auf ihrem Zimmer erwartet!

CARLO: Die Sie – jetzt –

FLORINDO: Mit der ich schon den früheren Teil der Nacht verbracht habe, und zu der ich jetzt zurückkehren werde.

CARLO: Um alle Heiligen willen, auch das noch! Wie konnte ich so unglücklich sein! Herr Gott — ich möchte ja in den Boden sinken. ⟨Man hört eine Tür gehen und schleichende Schritte sich nähern⟩ Eilen Sie doch, laufen Sie doch, Adieu!

FLORINDO: Bleiben Sie.

CARLO: Was ist?

FLORINDO: Bleiben Sie jetzt bei mir.

CARLO: Warum?

FLORINDO: Weil ich Schritte höre, weil irgend jemand hier vorübergehen wird und weil es weniger auffallend ist, wenn zwei miteinander sprechen, als wenn ich jetzt allein hier gesehen werde.

⟨Ein alter Herr, in Nachtmütze und Pantoffeln, erscheint und schleicht langsam über die Bühne, indem er eine Kerze, die er trägt, mühsam vor dem Luftzug zu schützen sucht.⟩

FLORINDO: ⟨gleichzeitig⟩ Sprechen wir miteinander. Der Greis scheint neugierig zu sein.

CARLO: Wie steht es mit Ihrem Kopfschmerz?

FLORINDO: Ich habe nie Kopfschmerzen. Es war nichts als ein Einfall, um mich vor einem solchen Vorübergehenden zu maskieren.

CARLO: Er schleicht dort hinüber. Sie können gehen.

FLORINDO: ⟨späht dem alten Herrn nach⟩ Im Gegenteil. Gerade dort drüben ist er mir im Wege. Auch wird er gleich zurückkommen. Warum sagen denn auch Sie, daß Sie keine Minute geschlafen haben?

CARLO: Mein Zimmer steht durch den Kamin in Verbindung mit einem andern, in welchem, wie gesagt, ein junges Ehepaar wohnt. Die beiden waren sehr glücklich miteinander.

FLORINDO: Sie Ärmster. Durch den Kamin! Welche Tantalusqualen! Aber vielleicht ist sie häßlich wie die Nacht?

CARLO: Ihrer Stimme nach das lieblichste Geschöpf unter der Sonne!

FLORINDO: Sie wenden vier Tage daran, bleiben hier und spielen den Kuckuck im fremden Nest.

CARLO: Ich habe keine vier Tage, um sie an ein Abenteuer zu wenden.

FLORINDO: Sie haben sie, zum Teufel, und wenn Ihr Vorgesetzter in Venedig darüber das Gallenfieber kriegen müßte. Sind Sie ein Geizhals? Man muß seine Zeit ebenso wohl zu vergeuden wissen als sein Geld.

CARLO: Selbst dann würde sich die junge Frau den Ersatz schwerlich gefallen lassen.

FLORINDO: Sagen Sie sich solange das Gegenteil, bis Sie davon überzeugt sind und der Rest ist ein Kinderspiel.

CARLO: Die beiden waren selig miteinander. Dieser Mann —

FLORINDO: ⟨zeigt nach der Richtung, wo der Alte verschwunden ist⟩ Der! der war es! ich wette um was Sie wollen. Sie haben zu viel Phantasie, mein Lieber.

CARLO: Niemals. Es ergoß sich aus diesem Kamin über mich wehrlos Daliegenden eine solche Fülle von Glück, daß ich mich aufsetzte und stundenlang dasaß in meiner gräßlichen Einsamkeit und vor mich hinstierte.

FLORINDO: Ich verstehe. Sie dachten sich mit einer gewissen Person an die Stelle der beiden. Glauben Sie mir, eine solche Stunde ist kaum ärmer als die Wirklichkeit. Man muß zuweilen auch aus diesem Glas zu trinken verstehen.

CARLO: Nein. Ich hatte keine, mit der ich mich an die Stelle der beiden gedacht hätte. Ich habe so etwas nicht. Ohne den Gegenstand zu kennen, den er beseligte, — denn dieser Mann beseligte diese Frau, er machte sie abwechselnd lachen und weinen vor Seligkeit — ohne den Gegenstand zu kennen, empfand ich die wütendste Eifersucht gegen den Mann da neben mir. Er machte eine Frau namenlos glücklich. Das war mir genug, ihn glühend zu beneiden. Nicht so sehr, um das was er empfing, aber um das was er gab; ich konnte etwas in ihrer Stimme fühlen, ein Umkippen, ein Hinsterben, — es gab Momente —

FLORINDO: Es ist eine Gemeinheit, in einem Wirtshaus solche Kamine zu legen!

CARLO: Sie haben Recht. Ich fing auch an, mich zu schämen. Ich wollte nicht länger auf Töne lauern, die zu hören das ausschließliche Vorrecht dessen ist, der sie hervorgerufen hat. Ich zog mich an. Ich zündete ein Licht an, ich begann einen Brief zu schreiben, mit einer elenden Feder auf erbärmlichem Papier versuchte ich, einen hartherzigen verhaßten Onkel in gewundenen Ausdrücken um ein Darlehn zu bitten. Das Kratzen der Feder übertäubte auch wirklich eine Zeit lang —

FLORINDO: Aber Sie schrieben nicht lange.

CARLO: Nein. Die abscheulichsten Gedanken drängten sich zwischen jeden Federstrich und den nächsten. Die Überflüssigkeit, die Inhaltslosigkeit meines Lebens widerten mich an. Meine Jugend erschien mir abgeschlossen, verzehrt in kraftlosen, vergeblichen Anstrengungen. Jetzt, sagte ich zu mir selber, vermag ich noch einen Unbekannten zu beneiden. Noch darf ich mich über das Schicksal beklagen, daß es mich nicht an seine Stelle gesetzt hat. Aber ich

zittere davor, allmählich einer solchen Möglichkeit unwürdig zu werden. Ich werde vertrocknen, meine Kraft zu lieben wird absterben, wie jede menschliche Kraft abstirbt, wenn sie nicht genutzt wird.

FLORINDO: Ihre Gedanken könnten mir verhaßt werden. Mir wäre lieber, mit einem alten Weib die Werke der Liebe üben, als mich in solchen Hypochondrien abquälen.

CARLO: Und heute? — fragte ich mich, und jetzt? in dieser Stunde? wäre ich denn auch würdig, die Stelle jenes Menschen einzunehmen? Wer weiß es! Er ist von einem entzückenden Humor, mitten unter den Gewittern einer Zärtlichkeit, die mich durch die Mauern mit elektrischen Strömen durchzuckte, spricht er kleine Worte, über die sie laut auflachen muß — er weiß sich zu mäßigen, denn noch hat kein zu lautes Wort mir den Klang seiner Stimme verraten, er ist sicherlich treu, eine solche schrankenlose Hingabe, ein solches Ineinanderschmelzen zweier Wesen ist nicht die Frucht der ersten Nacht, auch nicht der zweiten, sie sind seit Monaten miteinander verheiratet, vielleicht seit einem Jahr.

FLORINDO: Bravo! Sie legen Ihrer Phantasie keinen Zügel an.

CARLO: Und wie gut, wie gut begreife ich es, daß man in der Ehe, gerade in der Ehe —. Es sind brave Leute, nicht eben reich, aber glücklich und zufrieden.

FLORINDO: Woher wissen Sie nun das wieder?

CARLO: Es ist unschwer zu erraten. Der Mann hat eine Reise tun müssen, nach Mailand, nach Venedig wohin immer, und da ist ihm die junge Frau eine Tagereise weit entgegengekommen.

FLORINDO: Sie dichten einen Roman!

CARLO: Ich wette, es ist die Wahrheit. Ich habe ein kleines gelbes Landwägelchen unten stehen sehen. Mit dem ist sie gekommen — und nun fahren sie zusammen ins Gebirg hinein, und haben vielleicht daheim schon ein erstes Kind, dem die heutige Nacht das Geschwister schenkt. Herr Gott, wie kann man glücklich sein auf dieser Welt — wenn bloß die Umstände es wollen, bloß die Umstände!

<Der alte Herr geht vorbei, verschwindet nach der Seite, von der er früher gekommen ist, nicht ohne die Beiden kopfschüttelnd ins Auge gefaßt zu haben.>

FLORINDO: <Dem Alten nachsehend> Wird diese Nachtmütze endlich verschwinden! <zu Carlo> Wie sagten Sie?

CARLO: <seufzend> Ich sagte nichts.

FLORINDO: Sie sind geschaffen, eine Frau glücklich zu machen.

CARLO: Das ist sehr die Frage. Dazu muß man wahrscheinlich aus anderem Stoff sein. Er ja — mein Nachbar, der hat mirs bewiesen. Dem glaube ich's aufs Wort, daß er der Mann dazu ist.

FLORINDO: Ich möchte Ihnen schwören, er hatte nicht die Absicht, es gerade Ihnen zu beweisen.

CARLO: Immerhin. Einem Menschen wie diesem würde ich meine Schwester zur Frau geben.

FLORINDO: Sagen Sie das nicht! nein! sagen Sie das nicht.

CARLO: Was haben Sie?

FLORINDO ⟨schon ungeduldig, zu gehen, kann nicht umhin, dies noch zu sagen⟩ Und während Sie sich diesen kleinen Roman ausdachten, da gingen Sie fortwährend auf und ab, auf und ab.

CARLO: Ja — aber woher? —

FLORINDO: Wir konnten nicht begreifen, wer da unermüdlich auf und ab ging wie ein gefangener Tiger.

CARLO: Sie?

FLORINDO: Die Dame und ich.

CARLO: Sie?

FLORINDO: Ja. Der Kamin leitet auch nach der andern Seite, natürlicherweise.

CARLO: Sie!

FLORINDO: Da haben Sie Ihren braven Bürger und Ehemann.

CARLO: Sie! ⟨eine Pause⟩ Florindo, Sie haben mir eine gute Lektion erteilt.

FLORINDO: ⟨auf dem Sprung⟩ Und ich habe dabei einen sehr liebenswerten Menschen kennen gelernt.

ROBERT MUSIL: DAS VERZAUBERTE HAUS

»Sie hätte mich damals ja beinahe vergiftet«, beteuerte der Oberleutnant Demeter Nagy, so oft er später von seinem Abenteuer in dem verzauberten Hause erzählte. Es ereignete sich, als er während einer winterlichen Truppenkonzentrierung durch mehrere Wochen auf dem alten Stadtbesitz der gräflichen Familie einquartiert war, und begann damit, daß er am Tage vor einer kurzdauernden Abkommandierung, — kopfschüttelnd, weil er ihn nicht verstand, — den Schluß eines Gespräches mit anhören mußte, der vom Nebenzimmer mit den fühlbar durch eine Erregung verstärkten Stimmen zweier Menschen zu ihm herübergetragen wurde. Es kam erst ein Nein, ganz leise und trotzdem sich merkwürdig aus dem Vorherigen herauslösend und durch das Haus gehoben, dann sprach ein Mann etwas, das er nicht recht hören konnte, und von da ab vernahm er mit voller Deutlichkeit jedes Wort.

Eine tiefe, von der Leidenschaft in die Höhe getriebene und oben zerfallende Frauenstimme rief: »Lassen Sie mich, ich kann nicht! ich kann nicht!!« und die Worte brachen zackig wie mürbes Mauerwerk von ihr ab. Dann hörte Demeter wieder den Mann sprechen: »Trotzdem, Sie lieben mich! denn Ihr ganzes Wesen ist von dem meinen ergriffen, es hat keinen Gedanken, hinter dem nicht ich wäre, Ihr Leben begann erst mit dem meinen wieder. Täuschen Sie Sich nicht selbst.. Das ist Liebe, sagen Sie.. Sie lieben mich..?« Und die Stimme der Frau antwortete stiller, aber sie stieg wieder während der Worte an und zerriß: »Ich? oh .. vielleicht, das heißt nein,..nein ich weiß nicht.« Und Demeter hörte noch einmal den Mann sprechen: »So hören Sie, Viktoria, wenn Sie Sich weigern, reise ich heute ab, morgen habe ich mein Leben weggeworfen, wenn Sie Sich weigern. Sie wissen, wie dies in dem letzten Jahr nur mehr an Ihnen hing. Ich weiß, daß Sie mich lieben, morgen werden vielleicht auch Sie es wissen: ich frage Sie noch einmal, können Sie?« — Darauf trat eine kleine Stille ein und dann hörte Demeter »nein!« sagen und »nein!!« — zweimal wie mit der Peitsche oder wie ein besinnungsloses Sichfestklammern — und dann noch einmal nein, — leiser, zusammengesunken und wie ein Schmerz über Wehtun.

Demeter Nagy pfiff, als er nichts mehr hörte, halblaut durch die Zähne, wie er dies in schwierigen Situationen seit seiner Knabenzeit zu tun pflegte, in deren Geschichten zwischen Indianern und Pfadfindern ihm dieses Zeichen tapferer Kaltblütigkeit zum erstenmal erstrebenswert erschienen war, dann klappte er mit den Absätzen zusammen, zog seinen Schnurbart in die Höhe, schüttelte abermals den Kopf und lächelte. Es ging ihm, wie es auch andern geht, wenn sie plötzlich zwei Seelen mit blutigen Eingeweiden ineinander verschlungen sehen. Denn mag es sich um ein letztes Auseinanderreißen handeln oder um ein erstes Sichineinanderstürzen, um ein belauschtes Liebespaar oder um eines sterbenden Menschen schamlos vergessenes sich Stemmen und Klemmen: keiner weiß warum, aber man liebt nicht, daran erinnert zu werden, daß die äußersten Heimlichkeiten des Leides und der Lust, die man als die tiefsten Erregungen des eigenen Wesens ahnt, den einen ohne Unterschied gegen den anderen treffen; man fühlt das wie einen Eingriff, wie ein Zunahe=

kommen, man rückt ab, man sucht unwillkürlich das gestörte Gleichgewicht wieder zu gewinnen und statt Mitgefühl zu empfinden wird man von einem ruchlosen Trieb der Notwehr gedrängt, das Gesehene als widerwärtig oder lächerlich zu fühlen. Auch Demeter war im Augenblick nach der ersten Überraschung versucht, den belauschten Auftritt unterhaltlich zu finden. Ruhig packte er seine Sachen weiter in die kleine Reisetasche, allmählich wurde er aber dabei nachdenklicher und nachdenklicher und endlich stand er eine Weile ganz still, voll Erstaunen und mit der Spannung eines Tiers, das eine Witterung bekommen hat. »Viktoria? Ja wie kam dieses Mädchen dazu?« Und Demeter überlegte.

Aber immer wieder stieß er auf dieses Unpersönliche, das ihn nicht verstehen ließ, wie ein solcher Mensch zum Mittelpunkt eines leidenschaftlichen Ereignisses werden konnte. Es war etwas längst Verflackertes, wie der Duft verlöschter Kerzen um sie, etwas Umgangenes wie jene Salons, die reglos unter Leinenbezügen und hinter geschlossenen Vorhängen schlafen. Er konnte sich eine solche Frau in leidenschaftlicher Bewegung nicht vorstellen oder es mußte etwas Dahingewehtes sein, eine ruhelose Zärtlichkeit, etwas gespenstisch Erwachtes, das wie ein demütig haftender Schatten den Füßen des Geliebten folgt. Und wenn Demeter in einer Liebe auch diesen Geschmack der Überreife und schon mit dem Anfang beginnenden Vernichtung zu schätzen wußte, es galt ihm das doch als etwas, das man heimlich wie eine üble Anwandlung befriedigt, und er vermochte sich nicht vorzustellen, wie man es bis zum Selbstmord ernst nehmen könne.

Trotzdem ahnte, — vielleicht durch den Eindruck des ganzen Hauses verstärkt, — selbst er etwas von der eigenartigen Schönheit Viktorias, das ihm Zurückhaltung aufzwang. Als er gekommen war, wäre er beinahe nicht eingelassen worden. Die alte Dame, Viktorias Tante wollte durchaus nicht oder sie hätte wenigstens gern eine Exzellenz gehabt und nur als der Bürgermeister selbst sie zu bitten kam und persönlich seine Gründe anführte, gab sie nach, und Demeter wurde, noch immer ein wenig übel, im Hause aufgenommen. Sein Bursche bekam durch einen alten Diener, was er brauchte, sonst sah er niemanden, und Demeter selbst hatte man in der kleinen nie benützten Bibliothek einquartiert, die neben den Empfangszimmern lag; dort standen seine Reiterstiefel auf dem alten glänzenden Parkett, zwischen den zierlichen Füßen eines Empiretischleins, auf dem über ihrer schweren, ritterlichen Wucht eine goldene Standuhr leise und unaufhörlich pendelte. Und etwas von diesem Polternden, Knarrenden, von einem Gefühl wie ein grob hineingetriebener Keil wurde auch Demeter nicht los, seit er in diesem Hause war. Wenn er noch so vorsichtig ging, dröhnten in dem schweigenden Gebäude die Dielen und Stiegen, und die Türen lärmten in seiner Hand. Er erschrak häufig über sich selbst und verlor zuweilen fast seine Sicherheit. Die alte Dame zwar fürchtete er nicht zu stören, sie lebte abseits in dem Flügel des Hauses, der nach dem Garten zu stand, und er sah sie niemals, aber Viktoria begegnete er öfters. Er hatte dann immer den Eindruck, daß sie wie lautlos vor ihm aus dem Dunkel auftauchte, und daß es sich hinter ihr ganz sonderbar ohne Bewegung wieder zusammenschloß. Und Demeter blieb

manchmal stehen und empfand etwas wie Scheu und war nicht mehr sicher, ob sein Urteil, daß es sich hier bloß um das stille, machtlose Welken eines alternden Mädchens handle, auch richtig sei. Ja es ereignete sich, daß er etwas wie eine machtvolle, ungewöhnliche Sinnlichkeit gleich einer fremden Krankheit an sich vorbeistreifen fühlte. Viktoria war hoch gewachsen und hatte eine breite, ein wenig flache Brust, über ihrer niedrigen, wölbungslosen Stirn waren die Haare dicht zusammengeschlossen, ihr Mund war groß und wollüstig und ein leichter Flaum schwarzer Haare bedeckte ihre Arme. Wenn sie ging, hielt sie den Kopf gesenkt, wie wenn der feine Hals ihn nicht tragen könnte, ohne sich zu biegen, und den Leib drückte sie ein wenig hervor. Es war eine eigentümliche, fast schamlos gleichgültige Sanftmut in ihrer Art zu gehen und eben so sanft und leise übersah sie den Offizier und dankte seinem Gruße, wie wenn er etwas sehr Fernes wäre.
»... Ob sie nicht doch eine Heimlichtuerin ist,« schloß Demeter ärgerlich und fast ein wenig eingeschüchtert sein Nachdenken und warf mit einem mißmutigen Ruck seine Reisetasche zu. – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Viktoria hatte indessen den Scheidenden ein Stück seines Weges zurückbegleitet. Etwas Undurchsichtiges, das bisher wie ein dunkler Nebel auf ihrem Leben gelastet hatte, war in Bewegung geraten und Formen unbekannter Glieder drückten sich wie in einem Schleier ab und verschwanden wieder. Dinge, die sie noch nie gesehen hatte, geschahen. Ihr Leben, das bisher wie ein schmaler, trüber Weg gewesen war, hatte sich plötzlich in die weite Pracht eines Gartens verwandelt. Alles, was sie tat, geschah, wie wenn es gleich schweren, kostbaren Gewändern an ihr herabfiele, an ihren Bewegungen hing das Spiel edler goldener Ketten, – oder alles, was sie tat, geschah wie durch einen weiten Ausblick gesehen; es war von jenem leise mitschwingenden Verständnis begleitet, das die Handlungen auf einer Bühne zusammendrängt und wie zu Zeichen eines im flachen Kieselgeflecht des Bodens sonst unsichtbaren Weges auftürmt. Aber alles war noch Ahnung. Nichts noch hob so sein Gesicht hervor, daß die Finger es halten konnten, alles wich noch zwischen den leise tastenden Händen aus. Es war bloß nicht mehr jene schwarze, klebrige Masse, die stumpf und häßlich alle Formen verwischt hatte, es lag nur mehr wie eine ganz dünne, seidene Maske über der Welt, hell und silbergrau und bewegt wie vor dem Zerreißen. Und sie spannte ihre Augen und es flimmerte ihr davor, wie wenn sie von unsichtbaren Stößen gerüttelt würde.
Lange schon war diese Bewegung dahergekommen, Viktoria dachte daran, ob es wohl Liebe sei. Langsam war sie gekommen. Und doch für das Zeitmaß ihres Lebens zu rasch. Das Zeitmaß ihres Lebens war noch langsamer; es war ganz langsam. Es war wie ein langsames Öffnen und wieder Schließen der Augen und dazwischen wie ein Blick, der sich an den Dingen nicht halten kann, abgleitet, langsam, unberührt vorbeigleitet. Mit diesem Blick hatte sie es kommen gesehen. Und sie konnte daher nicht glauben, daß es Liebe sei. Denn sie verabscheute ihn so dunkel wie alles Fremde; ohne Haß, ohne Schärfe, nur wie ein fernes Land, jenseits der Grenze, wo weich und trostlos das eigene mit dem Himmel zusammen=

fließt. Ihr Leben war freudlos geworden, seit sie so alles Fremde verabscheute, sich still davor zurückzog. Es schien ihr manchmal, daß sie seinen Sinn nicht wüßte, aber seit dieser Mann darin war, dünkte sie, daß sie ihn bloß vergessen hatte; es quälte sie manchmal etwas wie die unter dem Bewußtsein treibende Erinnerung an eine wichtige vergessene Sache.
Es war irgend einmal, daß sie dem Leben näher stand, es deutlicher spürte, wie mit den Händen oder wie am eigenen Leibe, aber sie wußte nicht mehr, wie und wann das war. Denn seither hatte ein schwaches Alltagsleben sich über diese Eindrücke gelegt und hatte sie verwischt, wie ein matter dauernder Wind Spuren im Sand; nur mehr seine Eintönigkeit hatte in ihrer Seele geklungen, wie ein leise auf und ab schwellendes Summen. Sie kannte keine starken Freuden mehr und kein starkes Leid, nichts, das sich merklich oder bleibend aus dem Übrigen herausgehoben hätte und allmählig war ihr Leben ihr immer undeutlicher geworden. Die Tage gingen einer wie der andere dahin und eines gleich dem anderen kamen die Jahre, sie fühlte wohl noch, daß ein jedes ein wenig hinwegnahm und etwas hinzutat und daß sie sich langsam in ihnen änderte, aber nirgends setzte sich eines klar von dem anderen ab; sie hatte ein unklares, fließendes Gefühl von sich selbst und wenn sie sich innerlich betastete, fand sie nur den Wechsel ungefährer und verhüllter Formen, unverständlich, wie man unter einer Decke etwas sich bewegen fühlt ohne den Sinn zu erraten. Es war wie wenn sie unter einem weichen Tuche lebte oder unter einer Glocke von dünn geschliffenem Horn, die immer undurchsichtiger wurde. Die Dinge traten weiter und weiter zurück und verloren ihr Gesicht, und auch ihr Gefühl von sich selbst sank immer tiefer in die Ferne. Es blieb ein leerer ungeheurer Raum dazwischen und in diesem lebte ihr Körper. Er sah die Dinge um sich, er lächelte, er lebte, aber alles geschah so beziehungslos, und häufig kroch lautlos ein zäher Ekel durch diese Welt, der alle Gefühle wie mit einer Theermaske verschmierte.
Und dann kam er, der alles besaß, durch die verdämmernde Einöde ihres Lebens. Er ging, und die Dinge ordneten sich unter seinen Augen. Es war, wie wenn er die Welt einatmen und im Leibe halten und von innen spüren könnte und sie dann wieder ganz sacht und vorsichtig vor sich hinstellte, wie ein Künstler, der mit fliegenden Reifen arbeitet; es tat ihr weh, wie schön er war. Sie war eifersüchtig auf ihn, denn unter ihren Augen ordnete sich nichts, und sie hatte zu den Dingen die Liebe einer Mutter für ein Kind, das zu leiten sie zu gering ist. Sie suchte sich in die Höhe zu richten, aber es schmerzte sie, wie wenn ihr Körper krank wäre und sie nicht tragen könnte. Und sie sank langsam wieder in sich zurück und kauerte in ihrer Finsternis und starrte ihn an und empfand dieses sich in sich Verschließen fast wie eine sinnliche Berührung, der sie sich lüstern vor Bewußtsein hingab, es ganz nahe seinen Augen und doch ihm unerreichbar zu tun. Es sträubte sich etwas in ihr wie ein weiches, knisterndes Katzenfell und wie eine kleine glitzernde Kugel ließ sie ihr Nein aus ihrem Versteck heraus und vor seine Füße rollen.
Und nun war es, wie wenn etwas mit einem leisen Klingen zersprungen wäre und

wie aus einer zerbrochen am Boden liegenden Hülle war ihr daraus ein Gefühl von ihr selbst hervorgestiegen; es war plötzlich so fest, daß sie sich wie ein Messer in dem Leben dieses anderen Menschen fühlte. Es war alles klar gegliedert; er wird gehen und sich töten, das war etwas so Wuchtendes, wie ein dunkler schwerer Körper auf der Erde liegt, es war etwas so Unwiderrufliches wie ein Schnitt durch die Zeit, vor dem alles Strömende erstarrte, es sprang dieser Augenblick mit einem plötzlichen Blinken wie ein Schwert aus allen anderen heraus und sie sah ganz deutlich etwas, das man gar nicht sehen kann, wie die Beziehung ihrer Seele zu dieser anderen Seele, in ihrer augenblicklichen Lage, ein Durchgangsding, ein Ausholen und Übergang, plötzlich zu etwas Letztem, Unverrückbarem, Unabänderlichem wurde, das wie ein Aststumpf in die Ewigkeit ragte. Eine Traumhelligkeit stieg in ihr auf, in der das feinste Geschehen wie zartes Geäder sichtbar wurde, ein geheimnisvolles, neues Licht lag auf den Dingen und sie fühlte es auf sich, sie veränderte sich darin für sich selbst, sie war fast nur mehr eine Gestalt, wie sie durch die Bilder der Schlafenden schreiten.... Sie konnte vielleicht schon glauben, daß jenes Liebe war, sie war schon von Zärtlichkeit für ihn erfüllt, dem sie alles dankte; ...aber sie schritt durch eine andere Welt, und eine Lust ihm weh zu tun, trug dort Viktoria wie eine leichte Luft, die sie mit bebendem Wittern einatmete, die sie erfüllte und hob, und in der ihre Gebärden ausfuhren, in die Ferne griffen, in der sich ihre Schritte mit einem leisen Druck vom Boden lösten und über Wälder hoben. — — —
Und Viktoria ging in Sinnen und allein den Weg zurück. Zuhause tat sie still, was sie zu tun hatte, und der Tag verlief ruhig wie alle anderen. Von Zeit zu Zeit tauchte das Geschehen in ihrem Bewußtsein auf. Sie sah nach der Uhr, jetzt mußte er wohl schon dem Burschen im Gasthof seinen Koffer gegeben haben, damit er ihn auf die Bahn trage, jetzt mußte er bereits den Fahrschein für diese letzte Reise gelöst haben, — sie sah das kleine Stück Karton in der zarten Farbe des Zitronenfalters vor sich auftauchen, — dann strengte sie sich an, lange nicht an ihn zu denken, und als sie es das nächstemal wieder tat, mußte der Zug schon durch die Nacht der Bergtäler nach Süden rollen. Sie legte sich zeitig zu Bett und schlief rasch ein. Aber sie schlief leicht und ungeduldig, wie jemand, dem am nächsten Tag etwas Besonderes bevorsteht. Es war unter ihren Augenlidern eine beständige Helligkeit; gegen den Morgen zu wurde sie noch lichter und schien sich zu dehnen, sie wurde unsagbar weit; als Viktoria aufwachte, wußte sie: das Meer. Jetzt mußte er es schon vor sich sehen und hatte nichts Notwendiges auf dieser Welt mehr zu tun als seinen Entschluß auszuführen. Er wird hinaus rudern und schießen. Aber Viktoria wußte nicht wann. Sie begann zu mutmaßen und Gründe gegeneinanderzustellen. Wird er gleich von der Bahn ins Boot..? Wird er auf den Abend warten? Wenn das Meer so ganz ruhig daliegt und wie mit großen Augen einen ansieht?.. Sie ging den ganzen Tag in einer Unruhe dahin, wie wenn beständig feine Nadeln gegen ihre Haut schlügen. Zuweilen tauchte irgendwo, — aus einem goldenen Rahmen, der an der Wand aufleuchtete, aus dem Dunkel des Treppenhauses oder aus dem weißen Leinen, an dem sie stickte, — sein Gesicht auf. Bleich und mit

karmoisinroten Lippen .. verzerrt und aufgedunsen vom Wasser, .. oder bloß wie eine schwarze Locke über einer eingefallenen Stirn. Sie war noch fern von sich, aber sie schritt langsam zu sich zurück. Und als es Abend wurde, wußte sie, daß es geschehen sein mußte.

Eine tiefe Ruhe und ein Gefühl des Geheimnisses senkte sich auf sie herab. Sie zündete in ihrem Zimmer alle Lichter an und saß zwischen ihnen, reglos in der Mitte des Raumes; sie holte sein Bild aus der Lade hervor und stellte es vor sich hin. Das ganze Gemach schien ein einziges Empfinden zu sein, ein leises Klingen, wie es zur Weihnachtszeit durch ein Haus geht. Die Geräte wuchteten unverrückbar auf ihrem Platze, der Tisch und der Schrank und die Uhr an der Wand, sie waren ganz erfüllt von sich selbst und so fest in sich geschlossen wie eine geballte Faust, und doch sahen sie wie mit Augen auf und herab, als ob sie die vielen Jahre, die sie schon dastanden, nur auf diesen Abend gewartet hätten, um zueinander zu finden. Es schloß und wölbte sich etwas in die Höhe, es strömte von allen Seiten herzu und hob sich hinauf, .. Viktoria hatte ein Gefühl, wie wenn ihr Leben plötzlich wie ein riesiger Raum mit schweigend flackernden Kerzen um sie stünde. Und dann wurde es wie im Märchen, Schleier sanken herab, sanft wie Schneetreiben vor beleuchteten Fensterscheiben, und Bilder ihres Lebens schienen, hineingewoben, an ihr vorüber zu treiben; ein Kindheitsduft stieg aus Kasten und Laden empor, die Lichter knisterten.. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kinder haben noch keine Seele. Auch die Toten haben keine Seele. Sie sind noch nichts oder sie sind nichts mehr, sie können noch alles werden oder alles gewesen sein. Sie sind wie Gefäße, die Träumen Form geben, sie sind Blut, mit dem sich die Wünsche der Einsamen lebendig schminken. Sie fühlte ihn ganz nahe bei sich, seit er tot war; sie fühlte ihn so nahe wie sich selbst. Seit seine Seele gestorben war, gehörte er ihren Träumen, und ihre Zärtlichkeit ging ungehindert durch ihn, wie die Wellen durch jene weichen, purpurnen Glockentiere, die im Meere schweben. Sie empfand keinen Haß mehr. Sie hatte diesen Haß empfunden, solange er lebte; solange er lebte, war er ihr eigentlich tot. Es gab einen ganz weichen, blassen Wunsch in ihr, daß er tot sein möge. Still wie ein Herbsttag, der keine Frucht mehr treibt und nichts mehr für sich erwartet. Es gab ein wahnsinnig stilles Liebesspiel, wo sie ihre Blicke leise wie Nadeln in ihn hineingleiten ließ, tiefer und tiefer, ob nicht in einem Zittern seines Lächelns, in einem Verziehen seiner Lippen, in irgend einer Bewegung der Qual etwas so herbstlich Verschenktes sich der suchenden Liebe entgegenhübe. Seine Haare wurden dann wie ein Wald und seine Nägel wurden wie große glimmrige Platten, sie sah feuchtfließende Wolken im Weißen seiner Augen und kleine spiegelnde Teiche; er lag ganz wehrlos häßlich da, mit geöffneten Grenzen, aber seine Seele war doch noch in einem letzten Turm verschlossen. Und Viktoria beugte sich tiefer über ihn, sie beugte sich ganz nahe über ihn, sie beugte sich in ihn hinein bis zu jenem innersten Widerstand, über den kein Fremder hinweg kann, sie versuchte sich noch über diese Grenze zu beugen. Und sie sah durch seine Augen, wie jemand, dem es gelingt, sich für einen Blick an ein

hohes Turmfenster zu zwängen; sie wußte, daß dieser Blick nie wieder in sie zurückkehren werde. Er traf sie von außen; er traf sie wie etwas Fremdes, sie glänzte von Gold wie ein Spiegel, von Gold und doch nur ein Spiegel, in dem seine Seele aus dem Turm herunter sich ansah. Denn die Seele, die lebende Menschen haben, ist das, was sie nicht lieben läßt, was in aller Liebe einen Rest zurückbehält, was in aller Liebe nur sich ansieht; sie können sich nicht verschenken; sie bleiben immer sie selbst, sie kommen mit gefesselten Händen und geschlossenen Augen, um sich hinzugeben und doch lieben sie den anderen nur, weil ihre Einsamkeit leise hinter ihm blutet.

Aber wie in tausend zärtlich vorsichtigen Falten schmiegte sich jetzt schützend ein unsagbares Glück um Viktoria: »Du bist tot«, träumte ihre Liebe; sie nannte ihn zum erstenmal Du und die Lichter spiegelten sich warm in ihren Träumen. Sie saß zwischen ihnen wie in einem blauen kristallenen Hause und hörte ihr Herz wie eine kleine gläserne Uhr darinnen, die die Stunden ihres Lebens zurück und herbeirief. Sie saß mit der Kunkel und spann an Fäden zu ziehenden Bildern, denn nun hatte er keine Seele. Ihre Liebe aber lag groß und sanft über ihm wie eine Katze, die in zärtlichen Träumen schnurrt. Wie ein murmelndes Wasser rannen die Stunden,... sie verlor das Gefühl für die Zeit.

Als sie aufschrack, empfand sie zum erstenmal Kummer. Es war kühl um sie, die Kerzen waren herabgebrannt und nur eine letzte leuchtete noch; auf dem Platz, wo sonst er immer gesessen hatte, war jetzt ein Loch im Raum, das alle ihre Gedanken nicht füllen konnten. Und plötzlich verlosch lautlos auch dieses eine Licht, wie ein letzter Weggehender leise die Türe schließt; Viktoria blieb im Dunkel.

Demütig wandernde Geräusche gingen durch das Haus, die Stiegen schüttelten mit einem scheuen Dehnen den Druck der Schreitenden wieder von sich ab, irgendwo nagte eine Maus, eine Uhr schlug. So messen sie mir wie aus einem großen Sack, aus dem sie alle nehmen, die Stunden meines Lebens zu, fühlte Viktoria und sie ängstigte sich wieder mitten in diesem fremden umspannenden Dasein. Aber etwas wie eine nadeldünne Stütze hielt sie und hielt sie hinein. Es redeten, hörbar in der Nacht, die unentwirrbar verwobenen Stimmen der Dinge: was war dies in ihr, das mit einer fern und unfaßbar dahingehenden leisen Melodie antwortete? Was war diese feine, nagende Seligkeit trotz ihres Kummers, die ihren Körper höhlte, bis er sich weich und zärtlich wie eine dünne Kapsel trug? Es lockte sie, sich zu entkleiden. Bloß für sich selbst, bloß für das Gefühl, sich nahe zu sein, mit sich selbst in einem dunklen Raum allein zu sein. Es erregte sie, wie die Kleider leise knisternd zu Boden sanken; es war eine Zärtlichkeit, die ein paar Schritte in die Dunkelheit hinaustat, als ob sie jemand suchte, sich besann und zurückeilte, um sich an den eigenen Körper zu schmiegen Und als Viktoria langsam, mit zögerndem Genießen ihre Kleider wieder aufnahm, waren diese Röcke, die in der Finsternis mit Falten, in denen wie Teiche in dunklen Höhlen träg noch ihre eigene Wärme säumte, und bauschigen Räumen um sie stiegen, etwas wie Verstecke, in denen sie kauerte, und wenn ihr Körper hie und da heimlich an seine Hüllen stieß, zitterte

eine Sinnlichkeit durch ihn, wie ein verborgenes Licht hinter geschlossenen Läden unruhig durch ein Haus geht.

Es war dieses Zimmer; Viktoria fühlte, wie sonderbar sich manchmal die Ereignisse gleichen. Ihr Blick suchte den Platz, wo an der Wand der Spiegel hing, und fand ihr Bild nicht; sie sah nichts, .. vielleicht ein undeutlich gleitendes Leuchten im Dunkel, vielleicht mochte auch dies Täuschung gewesen sein. Die Finsternis füllte das Haus wie eine schwere Flüssigkeit, sie schien nirgends darin zu sein, sie begann zu gehen, überall war nur die Dunkelheit, nirgends sie und doch fühlte sie nichts als sich und wo sie ging, war etwas und war nicht, wie unausgesprochene Worte manchmal in einem Schweigen. Sie hatte einmal in diesem Zimmer Engel gesehn, als sie krank lag; da standen sie um ihr Bett und von ihren Flügeln, ohne daß sie sie rührten, tönte ein dünner, hoher Laut, der die Dinge durchschnitt. Die Dinge zerfielen wie taube Steine, die ganze Welt lag mit scharfen, muscheligen Brüchen da, und nur sie selbst zog sich zusammen; vom Fieber verzehrt, dünn geschabt wie ein welkes Rosenblatt, war sie durchsichtig geworden für ihr Gefühl, sie spürte ihren Körper von überall zugleich und ganz klein beisammen, als hielte sie ihn mit einer Hand umschlossen. Für die andern schien er nicht mehr da zu sein; wie ein flimmerndes Gitter, durch das man nur hinaussehen konnte, lag jenes Tönen davor.

Es war etwas von diesem Kranksein in der Sinnlichkeit, mit der sie sich selbst empfand; sie wich, vorsichtig sich einziehend, den Gegenständen aus und fühlte sie schon von ferne; es war jenes leise Verströmen und Zusammensinken in ihr, vor dem alles außen hart und fern und hinter dem alles weich wie hinter stillen Vorhängen von zerfallender Seide ist. Allmählich wurde es grau und mild von Schneelicht im Hause. Sie stand oben am Fenster, es wurde Morgen; die Leute kamen zum Markte. Hie und da schlug ein Wort zu ihr herauf; sie beugte sich dann, als wollte sie ihm ausweichen, in die Dämmerung zurück. Sie fühlte diese Bewegung, wie man etwas wieder durch die Hände gleiten läßt, das man vor Jahren in eine Truhe gelegt hat. Denn so stand sie als junges Mädchen, und während sie hinabsah, war ein knisternder Widerstand um sie, als ob feine Glasspitzen abbrächen, wenn ihr der Blick eines Menschen zu nahe kam. Und sie stand später hier, damals, als sie ihrem Haar in der Nacht phantastische Frisuren gab und ihren Fingern, — die sie mit riechenden Wassern wusch, wenn sie die Hände eines Andern berührt hatten, — die Namen von märchenhaften Liebhabern, die alle sie selbst waren. Sie stand immer hier, wenn sie niemanden liebte als sich und wenn sie sich vor den Menschen ängstigte, weil ihre Liebe so wehrlos weich war wie eine dunkle wunde Schnecke, die mit leisem Zucken nach einer zweiten sucht, an deren Leib es sie verlangt, aufgebrochen und sterbend zu kleben.

Und leise legte sich etwas um Viktoria; es war eine Sehnsucht so ziellos in ihr und so still wie das wehe unbestimmte Ziehen im Schoß vor den wiederkehrenden Tagen; sonderbare Gedanken fielen ihr ein; sich so lieben, das wäre, wie wenn man vor einem alles tun könnte... Und langsam schob sich vor ihr, wie ein häß-

liches hartes Gesicht, die Erinnerung herauf, daß sie ihn getötet hatte. Doch der Gedanke erschreckte sie nicht; sie tat sich nur weh, wie sie sich sah; das war wie wenn sie sich von innen gesehen hätte, voll von Gedärmen, die wie große Würmer verschlungen waren, aber gleichzeitig sah sie ihr Sehen mit; sie empfand Abscheu vor sich, aber wie ein Körper sinkt und in einer letzten Schicht über dem Boden doch noch trübe schweben bleibt, war noch in diesem Abscheu etwas Unentreißbares von Liebe. Eine erlösende Müdigkeit legte sich um sie, sie sank zusammen und war in das, was sie getan hatte, wie in einen kühlen Pelz gehüllt, ganz traurig und zärtlich, ein stilles Bei sich sein, ein sanftes Leuchten, .. wie man noch an seinen Schmerz etwas liebt und im Kummer lächelt.
Und dann war es, als ob sich auch diese Grenze zwischen ihnen beiden öffnete. Sie empfand eine wollüstige Weichheit und ein ungeheures Nahesein. Mehr noch als eines des Körpers eines der Seele; es war wie wenn sie aus seinen Augen heraus auf sich selbst schaute und bei jeder Berührung nicht nur ihn empfände sondern auf eine unbeschreibliche Weise auch sein Gefühl von ihr; es erschien ihr wie eine geheimnisvolle geistige Vereinigung. Sie dachte, er war ihr Schutzengel; er war gekommen und ging, nachdem sie ihn wahrgenommen hatte; und wird doch von nun an immer bei ihr sein, er wird ihr zusehen, wenn sie sich auskleidet, und wenn sie geht, wird sie ihn unter den Röcken tragen, seine Blicke werden so zart sein wie eine beständige leise Müdigkeit. Sie dachte es nicht, sie fühlte es; es war etwas bleichgrau Gespanntes in ihr und wenn die Gedanken gingen, säumten sie sich hell, wie dunkle Gestalten vor einem Winterhimmel. Bloß so ein Saum war es. Von unsagbarer Zärtlichkeit. Es war ein leises Herausheben; .. ein stärker werden und doch nicht da sein, .. ein nichts und doch alles.
Sie saß ganz still und spielte mit ihren Gedanken. Es gibt eine Welt, etwas Abseitiges, eine andere Welt oder nur eine Traurigkeit .. wie vom Fieber bemalte Wände, zwischen denen die Worte der Gesunden nicht tönen und sinnlos zu Boden fallen, wie Teppiche, auf denen zu schreiten, ihre Gebärden zu schwer sind, eine ganz dünne, klingende Welt, durch die sie zu ihm schritt, und allem, was sie tat, folgte darin eine Stille und alles, was sie dachte, hallte ohne Ende wie Flüstern in verschlungenen Gängen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und als es ganz klar und kalt und Tag geworden war, kam der Brief. Es pochte am Haus und riß durch die Stille, wie ein Felsblock eine dünne Schneedecke zerschlägt; durch das geöffnete Tor bliesen Wind und Helligkeit herein. In dem Brief stand: »Was sind Sie, ich habe mich nicht erschossen? Vielleicht sind sie schön wie eine schlafende Kranke. Aber ich bin wie einer, der auf die Straße hinausfand. Ich bin heraußen und kann nicht zurück. Das Butterbrot, das ich esse, das schwarzbraune Boot, das am Strande liegt und mich hinaustragen sollte, alles Lärmende, Lebendige ringsum hält mich fest. Ich bin wie ein Phahl gefaßt und verrammt und wieder verwurzelt worden, daß ich nicht anders kann ...«
Es stand noch anderes darin, aber sie sah nur dieses eine: was sind Sie, ich fand auf die Straße! Es enthielt etwas Höhnisches, kaum angedeutet, aber doch diesen

rücksichtslos rettenden Sprung zu sich selbst. Es war nichts, gar nichts, nur wie ein Kühlwerden am Morgen und einer fängt laut zu sprechen an, weil der Tag kommt. Es war alles um solch einen getan, der nun ernüchtert zusah. — Von diesem Augenblick an, durch lange Zeit, dachte Viktoria nichts noch empfand sie etwas; nur eine ungeheure, von keiner Welle durchbrochene Stille glänzte um sie, bleich und leblos wie Teiche, die stumm im Frühlicht liegen.
Als sie dann aufwachte und wieder nachzudenken begann, geschah es wie unter einem schweren Mantel, der sie hinderte, sich zu bewegen, und wie Hände unter einer Hülle, die sie nicht abwerfen können, sinnlos werden, verwirrten sich ihre Gedanken. Sie fand nicht mehr in die Wirklichkeit. Daß er sich nicht erschossen hatte, war nicht die Tatsache, daß er lebte, sondern es war etwas in ihrem Dasein, ein Verstummen, ein wieder Sinken, es vestummte etwas in ihr und sank wieder in jene murmelnde Vielstimmigkeit zurück, aus der es sich kaum herausgehoben hatte. Sie hörte sie mit einemmal wieder von allen Seiten. Es war wie ein enger Gang, in dem sie einst lief und dann kroch und dann kann jenes weiter werden, jenes leise heben und sich aufrichten und nun schloß es sich wieder. Ihr war trotz der Stille, als ob Menschen um sie stünden und beständig leise sprächen. Sie verstand nicht, was sie sich sagten. Ihre Sinne waren in ganz dünne Flächen gespannt und diese Stimmen schlugen raschelnd daran wie die Zweige eines wirren Gestrüpps. Fremde Gesichter tauchten auf. Es waren lauter fremde Gesichter, die Tante, Freundinnen, Bekannte, sie wußte es wohl, aber doch blieben es fremde Gesichter. Sie bekam plötzlich Angst davor, wie jemand, der fürchtet, streng behandelt zu werden. Sie bemühte sich an ihn zu denken, aber sie konnte sich nicht mehr vorstellen, wie er aussah, er verfloß ihr mit den anderen; es fiel ihr ein, daß er von ihr weggegangen war, ganz, ganz ferne, wie unter eine Menge, es war ihr, als ob irgendwo da heraus seine Augen listig und versteckt auf sie schauen müßten. Sie spannte sich ganz klein davor zusammen, sie wollte sich schließen und versuchte noch einmal jene leise Deutlichkeit wieder zu gewinnen, mit der sie sich selbst empfunden hatte. Aber sie fand auch sich nicht mehr und allmählich verlor sie überhaupt das Gefühl, etwas Wirkliches zu sein. Sie konnte sich nicht mehr von den Andern unterscheiden und alle diese Gesichter waren kaum mehr von einander zu unterscheiden, sie tauchten auf und verschwanden ineinander, sie waren ihr eklig wie ungekämmtes Haar und doch verstrickte sie sich in ihnen, sie antwortete ihnen, die sie nicht verstand, sie hatte nur das eine Bedürfnis, etwas zu tun, es war eine Unruhe in ihr, als ob unter ihrer Haut tausende kleine Tiere heraus wollten, und immer neue Gesichter tauchten auf und immer die alten, das ganze Haus war voll von dieser Unruhe.
Sie sprang auf und tat ein paar Schritte. Und plötzlich schwieg alles. Sie rief und nichts antwortete, sie rief noch einmal und hörte sich kaum. Sie sah suchend umher, reglos stand alles auf seinem Platz. Es stand alles ganz einfach und fügsam wie in einer großen Ordnung und doch erschien ihr jedes, wenn sie es für sich ansah, furchtbar zusammengesetzt. Es war alles so verschlossen und alt wie ein kahler Greisen-

mund und doch verhalten lebendig. Es war, wie wenn diese Menschen, die hier kommen und gehen, immer die gleichen Menschen, in den Schränken und Wandverschalungen versteckt wären, sie treten heraus und treten hinein . . immer wieder . . heraus und hinein, wie von dem schläfernden Atem des Hauses in einer ungeheuren, langsamen, starren Regelmäßigkeit bewegt.
Sie stand vor Demeters Zimmer, oben durch ein Stiegenfenster fiel ein breiter Lichtbalken ins Haus, Stäubchen tanzten darin und kleine Lebewesen; sie legten sich über sie, sie deckten sie zu und mit jedem Atemzuge drangen sie in sie ein. Träg strich diese Luft durch das Haus; Viktoria dachte daran, daß sie von einem zum andern strich und einen mit dem anderen füllte. Sie wurde von Ekel erfasst und wollte sich verschließen, sie wollte nicht atmen, sie wollte überhaupt nicht mehr atmen, sie wäre gern tot gewesen. Aber langsam begann es, ihre Brust wieder zu heben und zu senken, ihr Leben ging weiter, unabhängig von ihr, als würde es von dieser fremden, übermächtigen Regelmäßigkeit ergriffen. Und nun packte sie die Angst vor allen denen, die in den Wänden versteckt waren. Sie saßen in diesem Hause wie scheue Vögel in den Haaren eines riesigen Tiers und schaukelten in der Dunkelheit und sahen sie an, und ganz heimlich, wie kleine Läuse auf solchen Vögeln krochen ihre Gedanken durch das Haus und füllten es mit sich und mit Liebe und Freundschaft wie mit einem weichen, klebrigen Leben, das sich lautlos in unaufhaltsamen Kreisen um Viktoria legte, enger und enger, und schweigend wuchs und stumm sich schloß und langsam sich über sie schob, . . wie ein heißer, grauenhafter Leib, und reglos sie niederdrückte.
Da schoß eine Lust in ihr herauf, mit den Zähnen in dieses Leben zu schlagen, damit es endlich schreiend auseinanderfahre und sie mit seiner Fülle überschütte und in seiner Gier über sie herfalle. Es war ein taumelndes Empfinden, ein letztes sich preisgeben und eine ätzend bittere Lüsternheit in ihr, wie wenn sie in einem trägen Wirrsal scheußlich verschlungener Menschen ihren Leib verloren hätte und nicht mehr wüßte, ob es etwas Fremdes ist, das gräßlich über ihn kriecht, oder ob er in der wollüstigen Verwirrung zuckend sich selbst berührte. Es faßte sie und riß sie an den Haaren empor, und in breiten Zügen wie ein trinkendes Tier, sog sie die Luft in sich ein; sie hätte sich in sie hineinwühlen, mit offenem Munde durch sie hindurch rasen mögen, sie wollte schmutzige Wäsche an die Lippen pressen und die Finger mit Unrat benetzen. Es war ihr dabei, als rauschten auf den Straßen die Bäume und dumpf in der Ferner stampften die Berge dazu, kleine Haare wehten flatternd auf ihrem Leibe, kribbelndes Ungeziefer wuchs ihr darauf und eine in Seeligkeit kreischende Stimme schrie in einem wilden, riesigen Atem hinein, der sie in einen Schwarm von Menschen und Tieren hüllte und an sich riß . . . .
Als Demeter kam, fand er Viktoria in seinem Zimmer, auf seinem Bett liegend und ein Hemd von ihm zwischen den Zähnen haltend. Als sie ihn auf sich zukommen sah, sprang sie auf und stieß ihn zur Seite; auf der Treppe holte er sie ein. Sie standen voreinander. Sie sah seine kurzen, gedrechselten Schenkel in den engen Reithosen und sie empfand seine Lippen unter dem Schnurbart wie einen kleinen

blutigen Schnitt, sein Gesicht stand wie etwas Brausendes vor ihr im Dunkel; sie erschrak so sonderbar davor, wie wenn sie ein Tier wäre. Es verwirrte sich wieder etwas in ihr; sie glaubte Ekel zu empfinden, aber es mußte doch auch eine Gewalt sein, er roch nach Staub und Schweiß und überhaupt wie ein Mann. Er griff nach ihrer Hand, aber sie ließ sich nicht ziehen; die Arme sanken wieder herunter und doch lief sie nicht weg. Es duckte sich etwas in ihr vor ihm, als ob jetzt und jetzt.., wie Vogelschreien und Flügelflattern in einer Dornenhecke, bis es still wird und weich im Laut, wie von Federn, die übereinander gleiten... Sie standen jetzt ganz nah nebeneinander, ihre Brust flog auf und nieder, er berührte mit seinem Fuß den ihren, ihre Arme lagen aneinander, er bog ihren Kopf herab, um sie zu küssen, und langsam sank sie, als ob etwas in ihr diese Bewegung freiwillig fortsetzte, zur Erde. Sie saß auf der Treppe, er kauerte neben ihr und dann geschah es. Ohne sich zu entkleiden, mit einem Lächeln, das sie wie eine Wunde im Gesicht fühlte, gab sie sich ihm hin; wie etwas Riesengroßes sah sie vor der fahlen Fläche des Fensters seine beiden Schnurbartspitzen, sie dachte gar nichts. Nur als plötzlich irgendwo ein Tür ging, preßte sie unwillkürlich die Beine zusammen und wollte ihn wegstemmen, aber in diesem Moment bemerkte sie etwas in seinen Augen, ein leises Stöhnen kam aus ihm heraus, und sie fühlte ihn schwerer und sanfter auf sich lasten. Als sie in ihr Zimmer gekommen war, schlief sie vor Erschöpfung bis zum Abend. Als sie aufwachte, lag wieder dieses Leben vor ihrer Tür. Sie wollte auch die Nacht verschlafen, aber der Tag danach schien ihr wie etwas unter einem weißgespannten Tuche voll unerträglicher gleichmäßiger Helligkeit. Wenn sie an Demeter dachte, war ihr, als sei etwas Abscheuliches über sie gekrochen und trotzdem sah sie noch fortwährend seine Augen, die sie erregten. Sie wußte nicht, was sie wollte, sie hatte nur den Wunsch, sich in ihrem Zimmer zu verschließen, damit sie an all das nicht denken müsse. Da klopfte Demeter, der in seinen kleinen Pantoffeln, auf denen ein Herz gestickt war, an ihre Tür geschlichen kam... Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und gerade als sie sich von ihm weg und zur Wand drehte, hörte man von der Straße unten herauf eine helle Tenorstimme durch das Haus schallen.. »Demeter, Demeter bácsi, wo bist du?« Und Demeter sagte ärgerlich, »duhmer Kärl, ich kohm ja gleich. Wollen wir zusperren, Mähderl, sonst – der taktlose Mensch ist nämlich imstand und geht mich suchen.«

MAXIMILIAN DAUTHENDEY: SIEBEN GESPENSTER UND DIE ZEIT

Es gehen die Uhren ihren Weg ohne Spuren.
Da hocken sie oben in ihren Türmen bei Sonne und Stürmen
Und kauen immer die Stundenbrocken,
Und haben immer bis Mitternacht
Und nicht weiter den Weg gemacht.
Sie haben die Zeit dort oben
Um keine Spanne verschoben.
Sie wollen nur täglich die Stunde erreichen,
Wo über die Wege die Eulen streichen.

Seit hundert Jahren geht auf Rädern ein Karren
Auf der Landstraße abends, einförmig mit Knarren.
Den einsamen triffst du in allen Ländern,
Nie wird er den knarrenden Gang verändern.
Der Karren ist niemandens Gut noch Habe,
Er fährt am Abend die Zeit zu Grabe.

Auch hallt tagtäglich im Wald ein Beil,
Du hörst es, und wirst du auch hundert alt.
Beilschlag um Beilschlag kurz aufschallt,
Doch stehen die Wälder stets grad und heil.
Das Beil aber gellt, als ob es Schicksale fällt;
Tief im Wald hat die Zeit ihr Schaffott aufgestellt.

In den Gassen um Mitternacht stöhnt oft ein Hund,
Der öffnet wie's Grab seinen jammernden Schlund.
Und fallen beim sinkenden Mond Eulen herab in die Straß',
Hörst du ihn heulen, ihn, der die Schmerzen der Zeit in sich fraß.

Auch ist in den Mauern um Mitternacht
Ein helles Fenster, das immer wacht,
Das geheime Zeichen ins Dunkel macht.
Und selbst die Zeit muß davor entweichen,
Wo mit langem Docht eine Kerze weht,
Bei Gedanken, die nie zu End gedacht.

Und ist ein dunkles Fenster daneben,
Wo die Nacht auch am Tag nie mehr vergeht;
Wo die Scheiben verfinstert als Abgrund leben,
Und wo jede Stunde als Blinde steht.

Und du findest auf jüngstem Haupt in jedem Jahr
Ein einzelnes totes schneeweißes Haar.
Stets geht ein Gedanke voraus der Zeit,
Stets an einem Haar hält dich die Ewigkeit.

Und alle, das helle und dunkle Fenster,
Die Uhren, der Karren, Beil, Hund und Haar,
Verfolgen den Menschen als sieben Gespenster
Und leben wie Jahreszeiten im Jahr.

ALFRED WALTER HEYMEL: DÜNENRITT

Wir ritten zu zwein fast Knie an Knie
Durch Dünensand hügelan hügelab.
Die braven Pferde wie glitten sie
Behend hügelab,
Wie kletterten sie mit Kraft hügelan.

Wir ritten zu zwein die Kreuz und die Quer
Durch Wüstenland hügelab hügelan.
Der frische Wind kommt vom Meere her
Und weht hügelan
Und fängt sich im engen Tal hügelab.

Erschrockenes Wild, Kaninchen, Fasan,
Flieht vor uns her hügelan hügelab,
Und da wir die Flüchtigen eben noch sahn
Gescheucht hügelab,
Verschwinden sie schon im Gesträuch hügelan.

Nur immer vorwärts Galopp und nicht Trab
Im langen Sprung hügelan hügelab.
Und ging es ums Letzte und ging es ins Grab
Ganz tief hügelab,
Nur zu, noch einmal führts hügelan.

Die letzte Düne. Es wellt sich das Meer
Zum Ufersand hügelab hügelan.
Wir müssen hinunter. Es gibt keine Kehr
Zurück hügelan,
Wir alle müßen zum Strand hügelab.

ERICH NORTH: VIER SONETTE.

DER HERMAPHRODIT IM LOUVRE

Wie groß der Augenblick, der dich geboren!
der graue Haß verwittert wie Basalt
von zweien Häusern, sehr erlaucht und alt,
hinschmelzend wohl — allein nicht ganz verloren —

im feuchten Liebeslächeln letzter Sprossen
ist ein geringes Schauspiel und gemein
vor diesem Zwiegeschöpf aus edlem Stein,
darin die tiefste Schönheit eingeschlossen,

der weiseste und stillste aller Träume:
Hier sind sie wunderbar in eins verschränkt
die Feindlichen, getrennt durch leere Räume

von Anfang und in Einsamkeit versenkt,
verschwistert sie, die sonst wie stumme Bäume
ein blinder Windstoß ineinander schwenkt.

DER JUNGE CARDINAL

Verhalten bebt um feine Nasenflügel
Geist, Wollust und ein ausgewählter Hohn,
und Spitzen von Brabant und Alençon
umflattern diese Hände, die der Zügel

von Rossen aus arabischem Geblüte
gewohnter sind und des verzierten Degens,
als des Breviers und feierlichen Segens;
und dieses große Auge übersprühte

mit seinem stolzen heidnisch=frohen Glanz
das Gold und die Demanten der Monstranz.
Er liebt Horaz, Petron und Juvenal

und pries in einem frechen Madrigal
— wie eine seltne Gemme ohne Fehl —
der schönen Phyllis heimlichstes Juwel.

DIE UNZEITGEMÄSSEN

Sie sind Gezeichnete. Schon ihr Entstehn
ist ungemäß, und ihrer Kindheit Tage
sind ganz verdunkelt von geheimer Klage:
Denn ihre Mütter haben sich versehn

an irgend einem Bildnis, einem blassen
frühreifen Prinzen mit verruchtem Mund,
der Ahnen alte Lüste sind ihm kund,
ihr Lächeln und ihr unentwegtes Hassen.

Grau wie das Wappen über seinem Hause
ist seine Stirn, gefurcht und seltsam=alt,
Von seinen grünen eisigen Pupillen

das harte Kinn entlang in steifer Krause
geht in die Hand, die einen Dolch umballt,
Essenz von hundert königlichen Willen.

Und darum flattern sie wie Nebelfetzen
verwaist und sinnlos durch die karge Zeit,
wie Fischer oft in übervollen Netzen
ein Tier heraufziehn, dessen Seltsamkeit

sie schaudern macht und das sie voll Entsetzen
hinunterschleudern in die Dunkelheit
aus der es kam: so schrecken und verletzen
auch jene durch das rätselvolle Leid,

mit dem sie Gott als wie mit Aussatz schlug.
Man stößt sie fort, weil sie mit ihrer Nacht
den Tag verstören und der andern Glück.

Doch manchmal bleibt — und ist das nicht genug? —
ein Bild von ihres Lebens dunkler Pracht
in eines Dichters tiefem Aug zurück.

ALFRED RICHARD MEYER: IM PARK VON TIEFURT.

Im Park von Tiefurt tollt ein Paar,
— Hemd und Höschen bunt bebändert —
mein Mund ist heiß, zerzaust dein Haar —
Wolken abendrot umrändert.

Der Spitzen weißer Tanz und Spott
wirbelt toller um mich Narren.
Läßt nicht der nackte Liebesgott
die Guitarrensaiten quarren?

Dir schlingt um Busen, Kleidersaum
schlangengleich sich güldne Borte,
Jasmin, Hollunder, Fliedertraum
flüstern jäh mir wilde Worte.

Wie selig deine Wange glüht,
schenk mir blonder schöner Heiland
das gleiche Glück, das heiß geblüht
Günther, Wieland, Goethe weiland!

Des matten Mondes Silberohr
lauscht in Sehnsucht unsern Küssen,
es kichert leis ein Nymphenchor
hinter Dorn und Haselnüssen.

Das zirpt und zittert wiesenwärts,
dunkler klagt der Ruf der Unken.
Aus roterem Kelchglas hat mein Herz
niemals Glück und Rausch getrunken.

AUS E. T. A. HOFFMANNS BRIEFWECHSEL: SIEBEN BILLETS AN CHAMISSO UND EIN BRIEF AN FOUQUÉ. AUS DEN HANDSCHRIFTEN MITGETEILT VON CARL GEORG VON MAASSEN

Im Herbst des Jahres 1814 hatte Hoffmann bei einem von Freund Hitzig veranstalteten Mahle Adelbert von Chamisso kennen gelernt. Aber erst nach dessen Weltreise (1815—1818) scheint sich ein näherer freundschaftlicher Verkehr zwischen ihnen angebahnt zu haben. Ein paar im ungezwungensten Ton abgefaßte Briefchen Hoffmanns aus den Jahren 1818—1819 bezeugen den häufigen und intimen Verkehr beider. Sie befinden sich im Nachlasse Chamissos, dessen jetziger Besitzer sie mir auf meine Bitte in liebenswürdiger, dankenswertester Weise zur Benutzung überlassen hat. Bisher waren Briefe Hoffmanns an Chamisso nicht bekannt. Diese hier vorgelegten Billets tragen meistens auf ihrer Rückseite die Adresse: »Herrn A. von Chamisso« oder »Herrn von Chamisso« »Hochwohlgeboren«. — Die lateinische Grußformel »vale faveque« scheint ein parodistischer Scherz Hoffmanns zu sein: Chamisso pflegte viele seiner Briefe mit einer griechischen Redewendung zu schließen (χαιρε, χαιρετε pp.). — »In seinem alten Winkel« auf Hitzigs Kanapee sitzend, teilte Chamisso den Freunden seine Reiseerlebnisse bei den Sandwich-Insulanern, den Radackern und den Kamtschadalen mit, hier mag auch Hoffmann ihm manches Mal zugehört haben, hier ihm die Idee zu »Haimatochare« gekommen sein. Über die Entstehung dieser in Briefform abgefaßten kleinen Erzählung bestanden bisher Zweifel. In einem mit seinem Namen unterzeichneten kurzen Vorwort hierzu schreibt Hoffmann, die Briefe seien ihm von seinem Freunde Chamisso mitgeteilt worden. Kunz, Hoffmanns erster Verleger, hatte anno 1816 den Plan zur Gründung einer belletristischen Zeitung gefaßt, für die er auch bei Hoffmann um einen Beitrag eingekommen war. Dieser sandte ihm genannte Erzählung, da von ihm selbst nichts geeignetes bereit läge. Er hielt also die Mystifikation des Vorworts auch im Briefe an Kunz fest, der dann die Erzählung erst im Jahre 1839 in den zwölften Band der »Ausgewählten Schriften« Hoffmanns gab (aus seiner Zeitung war nichts geworden), da er, wie in einer Fußnote bemerkt wird, »in Chamissos Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht« fand. — Schon Ellinger und Grisebach erkannten bereits in Hoffmanns Aussage über Chamissos Autorschaft den Scherz, »wenn die Erzählung auch«, meint Grisebach, »auf Grund Chamissoscher Reisemitteilungen entstanden ist.« Unser Brief (5) klärt die Sache nun endgültig auf. Danach rührt die ganze Idee offenbar von Hoffmann selbst her, nur die benötigten nomina propria steuerte Chamisso bei. Im siebenten Billet haben wir noch eine Ergänzung. Die hier gebrauchte Anrede »lieber Bräutigam« bezieht sich auf Chamissos Verlobung mit Antonie Piaste, einer Nichte der Hitzigschen Freundin, die nach dem Tode von Hitzigs Frau die Erziehung seiner Kinder übernommen hatte. So schrieb am 7. Mai 1819 Chamisso an Varnhagen: »Du kennst wohl meine Braut, Antonie Piaste, die schönste und liebste jener Jungfrauen ist es, die nach Hoffmanns Ausspruch

Hitzig um sich hält, um ihm die Hand zu küssen und Papa zu sagen«. — Von einem weiteren Kommentar zu den Briefen darf ich an dieser Stelle absehen.
Als achtes Stück gebe ich noch einen bisher unveröffentlichten Brief an Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der sich in meinem Besitz befindet. Bisher kannte man nur die zwölf Briefe Hoffmanns an Fouqué, die H. Kletke im Jahre 1848 veröffentlichte. — Über Hoffmann als Untersuchungsrichter gegen Helmina von Chezy findet sich das Wissenswerte in ihrer Autobiographie »Unvergeßenes« (Leipzig 1858). — Leonhard Schrag ist der Verleger des von Fouqué herausgegebenen Frauentaschenbuchs, in dessen Jahrgang 1818 der zu spät eingesandte »Rath Krespel« mit einem sehr launigen Entschuldigungsbrief an den Herausgeber erschien.

(an Chamisso)

(1) Verehrtester Weltumsegler und berühmter Naturforscher!
Bitte mir gefälligst folgende Auskunft zu geben! Gehören die sogenanten Wickelschwänze zum Geschlecht der Affen oder nicht vielmehr der Meerkatzen? Wie heißt wohl unter diesem Geschlecht der Wickelschwänze eine besondere Art (die sich etwa durch besondere Häßlichkeit auszeichnet und sehr häßlich ist) mit dem Linneischen Namen oder sonst?
Ich brauche eben einen solchen Kerl! —
Wollten Sie verehrtester Freund nur gefälligst das Erforderliche hierunter bemerken?
Guten Morgen!
HOFFMANN
d. 6 Novbr 18

(2) Meine Frau und noch ein paar junge wißbegierige Damen wünschen Ihre Schätze zu sehen liebster Chamisso! — Wäre es Ihnen gelegen, wenn wir Morgen Donnerstag den 7. Jan. Nachmittags um 3 Uhr kämen? — Sind Sie abgehalten so bestimmen Sie gütigst selbst Tag und Stunde.
Vale faveque HOFFMANN
6 Jan 19

(3) Recht herzlich bitte ich Sie, theuerster Freund! Morgen den 24. Jan. d. J. mit einem frugalen Abendbrodt bey mir vorlieb zu nehmen. Fouqué, Hitzig, Neumann vielleicht auch Devrient sind bey mir; es ist mein Geburtstag! —
Jede andere Einladung, die Sie für Morgen erhalten haben könten wird Kraft dieses für ungültig erklärt.
Vale faveque HOFFMANN
d. 23 Jan 19

(4) Ich merke schon, daß aus meinem Besuch der Bibliothek nichts werden wird, da meine Arbeit, die sich immer mehr häuft, mich jeden Vormittag festhält. Sie, Verehrtester Freund gehen aber wohl gewiß einmal in eignen Angelegenheiten herauf, und dann bitte ich Sie meiner als eines armen hülfsbedürftigen Schriftstellers in Gnaden zu gedenken!

Ich wünsche auf das dringendste zu haben:
1⟩ Schauplatz der Handwerke und Künste, und zwar den Theil in dem das Zimmermanns Handwerk ahgehandelt wird.
2⟩ irgend ein Werk aus dem ich mich naher über Salvator Rosa's Leben unterrichten kan. z. B. Jagemanns Magazin der ital: Litteratur oder Tiraboschi vita degli pittori oder den Sandrock, oder etwas anderes, Spickes und Wilken werden gewiß nähere Auskunft geben können.
Haben Sie die Güte, obige Bücher auf Ihren Nahmen für mich zu leihen und mir durch den Boten der Bibliothek den ich dafür königlich belohnen werde in meine Wohnung ⟨Taubenstraße No 31⟩ zu senden und verhelfen Sie auf diese Weise der Welt zu neuen ergötzlichen Produkten

Ihres
ergebenen Dieners
und Stellschrifters
27 Jan: 19 HFF.

Guten Morgen! ⟨5⟩
Die Geschichte von der Laus soll ganz kurz in einer Reihe von Briefen bearbeitet werden.
Bedingniße:
1⟩ Zwey Naturforscher ⟨Engländer denke ich⟩ befinden sich auf einem zu irgend einer Expedition ⟨etwa nach der Südsee oder wohin?⟩ ausgerüsteten Schiffe.
2⟩ Einer von ihnen findet das merkwürdige Insekt zufällig auf irgend einer Insel – Neid und Haß des andern! – Hierüber entsteht ein Briefwechsel – Ausforderung – Duell – beide bleiben.
Es komt darauf an, daß der Leser bis zum letzten Augenblick, als die Ursache des Streits in einem Schächtelchen auf dem Kampfplatz gefunden wird, glaube, es gelte den Besitz eines schönen Mädchens, einer holden Insulanerinn.
Ich bitte mir allso mit Hinsicht auf jene Bedingnisse gefälligst anzugeben:

a⟩ wohin kann die Expedition ausgerüstet seyn?

b⟩ wie heißt das – höchst merkwürdige seltene Insekt und auf welcher Insel wird es gefunden? –

Ich denke die Laus muß aus dem Geschlecht der Blattläuse oder wie die Dinger sonst heißen seyn, damit der Naturforscher sie im Walde oder überhaupt in der freien Natur findet; das giebt dann eine empfindsame Schilderung des Moments in dem er die Insulanerinn fand, die sich am Ende sehr burlesk auflöst –

Der Nahme des Insekts wäre herrlich, wenn er für den Nahmen eines Mädchens, einer Südsee-Insulanerin gehalten werden könte um die Mystifikation des Lesers zu befördern! –

Können Sie mir den charakterischen ⟨!⟩ Namen des Schiffs sowie ein paar tüchtige englische nomin: propr für die handelnden Personen suppeditiren, tant mieux. Ich brauche

1. zwey Naturforscher

2. den Kapit: des Schiffs, der den Bericht erstattet, wie sich seine Naturforscher auf irgend einem Ankerplatz, auf Pistolen schlugen, beide blieben, wie man die unglückliche Ursache des Streits, die man auf dem Kampfplatze fand ins Meer versenkte etc.

HOFFMANN

28 Febr: 19.

⟨6⟩ Seit vorgestern oder vielmehr schon seit Donnerstag bin ich wieder kränklich und Meier hat mir alles Ausgehen am späten Abend strenge verboten. Deshalb, Verehrtester! kann ich heute bey Schultheis nicht erscheinen, welches ich herzlich bedauere, da mir ein angenehmer Abend verlohren geht!

Vale faveque

HOFFMANN

d 25 Aprill 19

⟨7⟩ Guten Morgen lieber Bräut⟨igam⟩

Bitte hierunter zu bemerken:

Welchen Rang, welchen Titel hat der Befehlshaber auf Port Jakson, der die Expedition nach O-Wahu ausrüstet und an den der Capitain des ausgerüsteten Schiffs Bericht zu erstatten gehalten?

HOFFMANN

21 May 19.

⟨an Fouqué⟩

⟨8⟩ Ich wollte, liebster Baron! Sie filzten mich recht wacker aus wegen meiner leichtsinnigen Versprechungen und wegen meiner Faulheit! — Aber in der That sind mir die unangenehmsten Geschäffte ⟨ich stelle die mir übertragene Untersuchung wider Chezy obenan⟩ so über den Hals und zu Kopfe gestiegen, daß sich alle Lust und Laune zu den Poeticis verlohr. — Nun ists viel zu spät etwas ins Frauentaschenbuch nachrücken zu laßen, damit Sie Sich, bester Baron aber gütigst überzeugen, daß es mir Ernst ist etwas zu liefern schicke ich Ihnen anliegend den für jenes Taschenbuch bestimten Aufsatz den ich ganz zu Ihrer Disposition stelle. Ist es dieses Jahr zu spät, so könte er da er völlig zeitunabhängig ist für künftiges Jahr dienen, in diesem Fall würde ich aber nach Schrags langweiliger Manier das schmale Honorar erst zu Neujahr 1818 erhalten und nöthigenfalls meine Erben substituiren müßen weil mir in dieser Unzeit allerley menschliches begegnen kan. — Alles überlasse ich Ihnen, so wie die Anfrage ob Schrag mich zu den diis minorum gentium ⟨vielleicht gar sehr mit Recht⟩ rechnet die er karger honorirt. Das sind recht gemeine Dinge die nach der juristischen Arbeitslampe riechen! — Nochmahls Ihrer gütigen Disposition überlaße ich den Rath Krespel nebst werther Familie! —

So Gott will, hoffe ich Sie im Oktober, losgefeßelt vom Joch des Kammer Gerichts, einige Stunden in Nennhausen zu sehen. Gänzlich und ganz und gar mit Leib und Seele

Berlin

d. 22 7br. 1816

Ihr auf das treueste ergebener

HOFFMANN

LUDWIG BAUER: ZUR KRITIK DES LEBENS

Wieviel Zeit benötigt man, um einen Menschen ganz in sich aufgenommen zu haben? Daß er uns nichts mehr bieten kann, seine Gedanken und Gefühle uns völlig bekannt geworden sind? Das richtet sich wohl nach dem Wesen der Beiden, des Aufnehmenden wie des Aufgenommenen, wird manchmal eine Stunde, manchmal eine Woche dauern. Selbst das Genie kann kaum länger neu und überraschend bleiben. Aber da ein fortwährender Menschenkonsum, ein stetes Wechseln im Verkehr unmöglich wäre, so ist unsere Natur derart organisiert, daß sie sich mit der »Freundschaft« behilft. Wenn wir den »Anderen«, ohne es selbst zu wissen, aufgesogen haben, so hat sich durch diese Wesensvermischung Sympathie eingestellt. Und da er uns sonst zu langweilig wäre, so schätzen oder lieben wir ihn, verkleben und verwachsen durch Gewohnheit schließlich völlig mit dem Fremden. Schon deshalb ist dies schädlich, weil es unsere Trägkeit unterstützt. Wir können uns in der Intimität gehen lassen, müssen uns vor dem Freunde nicht »genieren«. Wir sollen uns aber immer genieren, immer neu, geputzten Geistes sein, in die unaufgeräumten Zimmer unseres Intellekts niemanden sehen lassen. Das wünschenswerteste wäre es deshalb immer anderen Menschen zu begegnen, fortwährend zur eigenen und fremden Anregung gezwungen zu sein.

Weil viel zu viel gesprochen wird, wird auch so schlecht gesprochen. Das Wort wird entwertet. Wir glauben, was wir bemerken, auch bereden zu müssen. Aber die meisten Dinge müssen wohl bemerkt werden, weil unsere Sinne leider derartig beschaffen sind, aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß sie zur Ehre des Wortes zugelassen werden dürfen. Es ist eine Anmaßung über einen zu fetten Braten zu sprechen, wenn man nicht die Kraft hat, dies in einer Weise zu tun, welche die Beobachtung adelt — durch eine überraschende Beziehung oder einen Witz. Von tausend Sätzen, die man spricht, sollten mindestens 999 verschwiegen werden — und der tausendste müßte anders gesagt werden.
Denn das Wort ist ein großer Herr, und wenn er auch meist im Schlafrock geht, so sollte es doch immer ein vornehmer Schlafrock sein.

Der Schleier ist eine der wundervollsten Erfindungen. Er gibt uns Erwartungen, läßt uns Geheimnisse ahnen, die es kaum gibt. Er schenkt uns das große »Vielleicht«, den höchsten Reiz des Lebens. Vielleicht ist gerade unter jenem Schleier jene Frau, die wir immer suchen, die keusch ist mit unserer Keuschheit und schamlos mit unserer Schamlosigkeit. Vielleicht hat sie die tiefe Einfachheit und die letzte Verruchtheit. Vielleicht ist sie die einzige, die uns verstehen würde und Lächeln in unsere Tage brächte und Taumeln in unsere Nächte. Und sie geht vorüber, wir ahnen sie bloß, und bei jedem Schleier träumen wir von einem Leben, ganz, ganz anders, als das unsrige... Welch eine entzückende Affaire wäre es ein Mensch zu sein, wenn wir alle verschleiert gingen. Eine dumme, klare, tötende Nüchternheit liegt jetzt in all den nackten Gesichtern. Wir sehen: Warzen, Gemeinheit, Ge-

wöhnlichkeit. Und könnte doch alles anders sein — durch ein Stückchen dunkles Gewebe.

Man hüte sich, Urteile nach »reiflicher Überlegung« abzugeben. Aus der genauen Kenntnis fließen tausend Fehlerquellen. Entscheitend ist bloß das Urteil auf den ersten Blick. Es hat die einzige Wahrheit, die es gibt: die Wahrheit für uns. Alle späteren Verbesserungen, Änderungen, Retouchen sind bloß irreführende Entstellungen. Denn das wertvollste am Menschen ist sein Instinkt. Er allein gehört ihm — seinen Verstand hat er sich von den anderen machen lassen. Der dumme Schwatz von »Objektivität« und »Gerechtigkeit« hat den Instinkt verleumdet. Es ist aber gar nicht unsere Aufgabe »gerecht« zu sein, sondern unser »Ich« auszuleben. Und das »Ich« steckt im Instinkt. Deshalb kann ein solches »Gefühl«, wie man sentimental irreführend den Instinkt nennt, flach oder tief, dumm oder witzig sein — je nach dem betreffenden Instinkt. Das Übel steckt immer in den Anderen, im Nach-Urteil. (Das Vor-Urteil ist gesegnet). Und im späteren »eigentlich hatte ich da Unrecht« oder »Aber sie ist dennoch ganz nett« stecken die anderen, ihre uns eingerichteten Urteile, Begriffe, die wir nun anwenden, unseren Instinkt herabsetzend. Wir nehmen dann allgemeine Vorschriften statt der eigenen Natur, das Urteil der Masse beherrscht uns. Und selbst ein einzelner Cretin ist wertvoller als eine Masse von Intellektuellen.
Je genauer wir sind, je gründlicher wir uns in alle Ecken einer Erscheinung verkriechen, desto mehr verliert sich die Kühnheit und Weite des Blickes. Was weiß ein Berliner von Berlin? Nur was er vorgeredet, vorgedruckt bekam. Wenn ich drei Stunden durch die Stadt gehe, habe ich eine viel stärkere und, um das dumme Wort zu gebrauchen, eine viel richtigere Einsicht, eine lebhaftere Empfindung ihrer Besonderheit. Jeder Tag mehr verwischt sie, verbreitert und verflacht unseren Eindruck, macht ihn undeutlich. Ich werde dann allerdings noch die Nationalgalerie und ein paar feine Restaurants und ein Rennen und ein paar Monumente und dies und jenes sehen — aber über all diesen Einzelheiten verliere ich »Berlin«, die Impression welkt. Nichts tötet sie sicherer als Gründlichkeit. Die Vorstellung, daß man die Wahrheit oder ein echtes Erlebnis durch Fleiß erwerben, gleichsam sie ersitzen kann, ist ein Dokument jenes tiefen Mißverstehens alles Künstlerischen, das unsere gemeine Zeit kennzeichnet. Wir stellen das »Moralische«, das ist der geistige Ausdruck der herrschenden Mehrheit, über das Wirkliche, Künstlerische, Körperliche.
Wir.. das sind immer die Anderen. Das ist immer der größte aller Kriege — zwischen dem »Wir« und dem »Ich«. Und jedes Glück besteht im Siege des »Ich« über das »Wir«.

Der Gegensatz zwischen einem genialen und mittelmäßigen Menschen ist immer nur partiell. »Genie« heißt: zwischen sich und irgend eine Lebensäußerung ein ganz unmittelbares und persönliches Verhältnis zu setzen. Ein durchaus genialer Mensch müßte dies also in jeder Beziehung sein, und das ist offenbar unmöglich. Die eine

Beziehung würde die andere behindern. Es gibt nur Teil-Genies. Bismarck war in Malerei oder Musik sicher nicht mehr als irgend ein Philister, Mozart in Staatskunst. Die menschliche Kraft reicht eben zum vollständigen Selbst- und Neuschaffen aller Beziehungen nicht aus und so ist jedermann gezwungen in irgend welchen Gebieten — und zwar immer in den Meisten — ein »Philister« zu sein, d. h. vorgedachte Anschauungen und vorgesprochene Worte aufzunehmen. So gibt es politische, künstlerische, soziale, sexuelle Philister. Die Letzten sind die zahlreichsten, weil der Sexus zu tief ist, im Unbewußten sitzt und der Intellekt nur sehr schwer an ihn herankommt.

Es gibt nichts erziehlicheres als das Spazierengehen. Denn ein jeder Schritt lehrt uns das Wesen dieser Welt, in der zu leben wir verurteilt sind. Was beweist z. B. ein Plakat? Nicht die Güte einer Kaffeesorte oder Nähmaschine, sondern unsere eigene Ohnmacht. Wir sind die Sklaven eines jeden, der das Geld hat, eine Straßenwand bekleben zu lassen. Irgend eine idiotische Gestalt oder Bemerkung springt plötzlich mitten in unsere Gedanken und zertrampelt sie. Es wäre vergeblich, sich wehren zu wollen — der Feind dringt ein, bemächtigt sich unser, und wenn unser Geist gerade die neunte Symphonie schafft, so verschwindet sie für alle Ewigkeit vor einer Dame, die auf die Blusen eines Warenhauses weist. Das Ziel dieses akustischen und Farbenlärmes ist die vollständige Gedankenlosigkeit aller. Es ist nicht gestattet sich mit sich selbst zu beschäftigen, und dadurch wird auch den meisten Mitbürgern die unangenehme Erkenntnis erspart, daß sie überhaupt kein »Selbst« haben. So ersetzt das Spazierengehen eine Tätigkeit, indem es uns fortwährend mit illustrierten Nebensächlichkeiten ausfüllt. Und die Vorübergehenden, die Menschen selbst, werden zu Illustrationen in dem vulgären Bilderbuche, das man zuklappen sollte. Denn wo klingt im Geschrei zu uns ein Ton aus den Tiefen einer Seele? Wie selten sehen wir eine Gestalt, die nicht aus der Ramsch-Fabrik der Schöpfung als Massenartikel hervorging! Selbst das Laster, dem wir hie und da begegnen, sei es Geilheit, Neid oder Geiz — selbst das Laster ist verkümmert, unpersönlich, uninteressant. Wir aber gehen weiter — durch die geraden, charakterlosen Straßen, hören ihren Lärm gar nicht mehr, sehen weder die Menschen, noch die kreischenden Papierfetzen an den Mauern. All dies vermengt sich in uns zu einem unbestimmbaren Knäuel von Eindrücken, gibt ein Ragout aus alten Überbleibseln aufgekocht, und hie und da, an Straßen-Übergängen ein bischen mit Gefahr gewürzt. Was die Aufgabe der siegreichen Bürgerlichkeit ist, die Abstumpfung der Sinne — das vollendet das Spazierengehen.
Eine »Erholung« nennen es die Leute. Aber es gibt nur eine wirkliche Erholung: die Arbeit. Wobei noch anzumerken ist, daß die beste Arbeit immer etwas Seelisches ist und geleistet wird, ohne daß nur für einen Pfennig neue Werte geschaffen werden. Auch hat sie mit der Äußerlichkeit des sogenannten »Schaffens« keine Beziehung. Man arbeitet für sich, aus sich, aber man schafft für die Commis, für ihre Ergötzung, aus schmieriger Sehnsucht nach ihrem Applaus. Den »Faust« zu schreiben, be-

deutet nicht die geringste Leistung – ihn in sich aufzuerbauen war göttlich. Freilich, wäre Goethe ohne das Schreiben nicht »unsterblich« geworden. Aber er wäre doch um nichts weniger Goethe. Bloß das Publikum kam hinzu. Das Publikum jedoch ist immer das Schielen nach der Wirkung, die Prostitution des Genies, das sich Klein-Machen der Großen. Durch den Hörer, Leser, Betrachter werden die Werke gemein. Ein Philister begeistert sich für Bismarck.... und Bismarck ist nicht mehr groß.

Weshalb lacht und spricht der Minderwertige so laut und weshalb erkennen wir daran seine Minderwertigkeit? Weil er durch den Lärm seiner Gefühls-Ausbrüche die Derbheit seiner Gefühle beweist. Er muß sie in die Außenwelt übertragen, weil ihm die Innenwelt fehlt. Er will sich leben hören, – sonst merkt er seine gute Laune oder seine Erregung gar nicht. Die Abgestumpftheit seiner Sinne versteht noch nicht zu horchen – auch nicht auf sich selbst. Sie sind eben – unfein.... Wobei dies Wort mich neuerdings darauf verweist, wie viel mehr Geist in der Sprache steckt, als in den Leuten, die sie sprechen. Das ist übrigens selbstverständlich; denn die Sprache wird von den Starken gemacht und die Schwachen gebrauchen sie. Jede neue Redensart bedeutet einen Sieg über die Trägheit.... Etwa: »von guten Eltern sein«. Welch tiefer, gesunder Aristokratismus! Oder der prachtvolle Doppelsinn des Wortes »erschöpfend«. Man hat alles getan, um eine Sache klarzustellen; nichts blieb im holden Dunkel, uns überlassen zur weiteren Entwicklung, bereit sich in uns zu gestalten, zu wachsen – und wir sind mit der Sache zugleich »erschöpft«.
Ich weiß sehr wohl, daß in dieser Anmerkung der Gedanke einen großen Sprung tat. Aber die Gedanken sind ja die »Flöhe des Gehirnes« – wie sollten sie da nicht springen? Es ist plebejisch beim »Thema« zu bleiben. Ein wie ärmliches Ding wäre der Schriftsteller, wenn er immer im Thema eingesperrt säße. Sein Amt ist es anzuregen, Ideen wie Bälle in unbekannte Fernen zu werfen, unbekümmert darum, ob sie jemand auffängt. Nichts ist anmaßender als eine Sache erledigen zu wollen. Es gibt nur eine künstlerische Einheit: die Persönlichkeit des Schöpfers – und nur eine Bescheidenheit für ihn: sich selbst zu bieten.

Schließlich lernen wir uns damit abfinden, daß nur wenige Menschen einen eigenen Ton haben, und die meisten bloß Grammophone sind, die fremde Klänge wiedergeben – was ihre Stellung, Rasse, Interesse in sie hineinsprach. Aber unerträglich sind bei diesen menschlichen Apparaten die schnarrenden »Nebengeräusche«, das Ewig-Blecherne, das uns immer wieder aus der mühsam erworbenen Illusion reißt. Und leider ist es nicht erlaubt solche schlechte Sprechmaschinen der großen Fabrik zurückzustellen.

Die Erfindung der Eisenbahnen hat allmählich das Reisen ganz unmöglich gemacht. Denn was heißt »Reisen«? Aufsuchen von Verschiedenheiten. Wir wollen der

Gleichmäßigkeit entfliehen, alle Daseinsmöglichkeiten passieren lassen. Nun aber hat die Verkehrsentwicklung die ganze Erde in die gleiche rußige, langweilige Fortschritts-Uniform gesteckt. Es gibt immer weniger Verschiedenheiten und der rechte Tourist mag Kontinente durchqueren, er rührt sich doch nicht und ist um sein Geld betrogen. Freilich ohne es zu wissen. Denn seiner Frugalität genügen die paar veränderten Koulissen der Natur, die Kostüme fremder Sprachen, die ungewohnte, fremdnationale Schminke. Aber in Wirklichkeit wird die Welt immer weniger .... »Welt«. Jeder »Fortschritt« macht sie ärmer. Die konstitutionelle Türkei ist die Einleitung zur Europäisiernng des Orients, wie nur das bourbonische Neapel das wirkliche Neapel, die Stadt des glänzenden Schmutzes, der Gier, der Farbe und der Gefahr war, während jetzt eine trostlose piemontesierte Normalstadt den von jeder Glorie der Sünde geweihten Namen mißbraucht. Und ein Afrika ohne Sklaven ist kein Afrika mehr.
So finden wir die Schmach unserer stupiden Sattheit überall. Das Abenteuer, der wahre Sinn des Reisens, es ist verschwunden, — genau zur selben Zeit, da jedermann und aufs Bequemste reist. Wobei sich dieselbe Erscheinung zeigt, die das tiefste Geheimnis unserer Epoche verrät: wie ja auch das Leben selbst niemals so gesichert war. Und niemals so wenig lebenswert.

Der Kellner ist die abscheuliche Grimasse des Gentleman. Er trägt das Kleid der Vornehmheit als Livrée. Die schöne Zwecklosigkeit eines verbindlichen, aufmerksamen, diskreten Gehabens wird bei ihm zum Zweck, zum Gewerbe. Ich kenne keinen groteskeren Beruf. Da laufen Menschen in Frack und weißer Halsbinde herum, haben gedämpfte Bewegungen, tadellose Manieren, sprechen alle Sprachen, beweisen Weltkenntnis, und wenn sie sehr, sehr elegant gewesen sind, bekommen sie ein höheres Trinkgeld. Auch andere Metiers haben ihre Ruchlosigkeit, aber keines hat einen solchen inneren Widerspruch, ist so im tiefsten verderbt. Und für die honorierte Verachtung rächen sich die Servir-Kavaliere wohl insgeheim an den echten — durch eine noch größere und unentgeltliche Verachtung. Beobachten sie, wie sie nicht essen können, sich nicht zu benehmen wissen. Aber sie leben dabei immer unter der Maske ihrer Höflichkeit, helfen geschickt in den Rock und halten die Hand auf.

Musik. Eine gallertartige Masse von Tönen sulzt unser Gehirn ein. Sie entlastet uns selbst von der peinlichen Anstrengung, bestimmt und klar zu fühlen. Alles verschwimmt, verklingt, verdämmert, löst sich auf. Musik ist wie ein laues Bad: schmeichelnd und erschlaffend. Von allen Künsten, als welche ja immer Lebens-Surrogate sind, die gefährlichste. Empfindungen werden vorgetäuscht, das Denken wird eingelullt. Wie viele Energien hat das Wagner-Trional schon eingeschläfert! Sehr intellektuellen Menschen darf man Musik in mäßigen Dosen verordnen, zur Erholung des Gehirnes. Aber es ist falsch, das Ausruhen zu einer Tätigkeit zu machen. Eben die gewichtlose Leichtigkeit der Musik läßt uns glauben, daß sie in unbegrezte

Höhen dringt, in denen der Gedanke nicht mehr atmen kann. Die Fernen, die wir uns nicht mehr denken können, ahnen wir noch als leise Harmonien. Aber das Gehör ist der niedrigste unserer Sinne. In jeder Musik, selbst in der gewaltigsten, steckt eine heimliche Sentimentalität letzter Sorte. Was sich für einen Kultivierten nicht mehr sagen oder denken läßt, das erschüttert ihn noch als Musik. Der Verstand wird ausgeschaltet, die Negerfreude am Rhythmus peitscht uns auf oder eine vulgäre Schwermut langer Töne und Accorde zieht uns in eine melancholische Dämmerung, in der sich keine bestimmten Formen mehr unterscheiden lassen.
Deshalb wird die Musik sowohl von den Niederen geliebt, die nicht denken können, wie von den Höchsten, die nicht mehr denken wollen. Die sich an den Grenzen die Köpfe wund gestoßen haben und die Bestimmtheit verachten. Deshalb ist diese Zauberin die große Verführerin: Morphium, das den Geist zuerst beruhigt, ihn dann zu erregen scheint und ihn schließlich tötet.

Es ist unanständig intim zu werden. Jede Seele ist häßlich, wenn sie nackt ist. Man muß immer etwas zu erraten übrig lassen. Nicht entwürdigt menschliche Beziehungen mehr als das epidemische „Du", mit dem wir fremden das Recht geben, unsere stillsten Gärten zu zertrampeln. Alle Kultur ist auf Ehrfurcht aufgebaut. Am schwierigsten ist nun die Ehrfurcht vor uns selbst, weil wir uns zu sehr lieben. Die Liebe hat aber immer etwas zudringliches, ist bemüht, uns unser Selbst zu stehlen und mit einem anderen Selbst zu vermengen. Deshalb empfehlen sich äußere Zeichen der Ehrfurcht wie das »Sie« oder ein respektvoller Gruß oder vornehme Zurückhaltung auch in der verborgensten Zweisamkeit, denn sie helfen uns zur Freiheit. Mann könnte glauben, daß dies eine Komödie sei, die wir uns selbst vorspielen. Aber aus dem Spiel wird Wahrheit.
Vertraulichkeit, die zupackt, mit klebrigen Fingern unsere Lebensbeziehungen betastet, pflegt als Freundschaft mißverstanden zu werden. Deshalb empfiehlt es sich um unser Ich den Stachelzaun der Formen zu ziehen, und sich vor neugierig zudringendem Plebejertum in eine kühle, fremde höflichkeit zu retten.

Ratschläge zu erteilen ist noch durchaus nicht verwegen. Vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht befolgt werden. Andernfalls würde man unzart in fremde Schicksale greifen, sie mit Unerlebtem beunruhigen. Man hat sehr wenig, wenn man nur Recht hat. Man muß auch für den Anderen Recht haben, dem man ratet, zugleich über ihm und in ihm sein.
Die Kunst Menschen zu erobern, die höchste Steigerung von Ratschlägen, ist die feinste aller Künste. Zugleich die verruchteste. Scheinbar ist der Demagoge ein solcher Künstler. Aber in Wahrheit führt er die Menschen doch nur dorthin, wo sie wollen. Er ist bloß das Maul der stummen Menage. Und dann führt er die Menge, nicht die Menschen. Die Einzahl bedeutet hier etwas unendlich Größeres. Eine Seele zu beherrschen, sie ganz auszufüllen, sie umzuschaffen und in seinem Geiste neu zu zeugen, ist ungeheuerlich und erhaben.

Meist sieht dies der Liebe ähnlich. Nur daß man bei ihr sich selbst dafür gibt, bei welchem Tausch fast immer beide verlieren.
Manchmal, sehr selten, ist es etwas Höheres, eine so gewaltige und erstaunliche Sache, daß unsere Sprache keinen Ausdruck dafür hat.

Die Sehnsucht nach »Neuem« läßt meist ein seelisches Gebrechen vermuten. Deshalb sollte man sich vor ihr hüten. Nicht etwa bloß davor, sie auszusprechen, sondern mehr noch davor, sie zu empfinden.
Denn alles wird neu, wenn man es mit seinen eigenen Augen sieht. Nur wer dies nicht kann, verlangt die Neuheit vom Dargestellten, die minderwertige Sensation stofflicher Überraschung. Das Objekt ist aber immer nebensächlich, richtig ist nur das Subjekt. Das Subjekt regiert den Satz und die Welt.
Warenhäuser müssen freilich stets ihre »Novitäten« in der Auslage haben, ebenso wie das Leben zweiklassiger Menschen. Der Mangel an Konservatismus beweist die Qual innerer Leere, ein Entwurzeltsein, ein Nichtbegreifen des Wesentlichen. Als Beispiel nehme man die Kunst. (Sie ist eigentlich ein mehr als ein erhabenes Beispiel.) In ihren edelsten Zeiten hatte sie die kleinste Auswahl an Stoffen. Der Hellene, der Renaissance-Meister wandelt immer bloß ein Dutzund Motive ab. Seine Größe steckte nie im Finden, sondern in ihm selbst. Unser unheilbares Plebejertum will sich über seine Minderwertigkeit durch rastlos veränderte Milieus, durch Moden hinwegtäuschen.
Das Neue findet sich eben nur dort, wo sich alles findet: im »Ich«. Eine Rose ist neu, wenn wir sie sehen, wie sie noch niemand sah. Allein das können wir nicht, und deshalb benötigen wir fortwährend Abwechslungen und Erfindungen. Ja, wir haben auch nur den Fortschritt erfunden, weil wir sonst bemerken müßten, wie weit wir zurückgegangen sind.

Auch kultivierte Menschen dürfen sich erregen, Partei nehmen, aussprechen was sein sollte. Das sind notwendige Trainierungen des Intellektes, Gehirn-Sport. Allein, man darf dabei nicht vergessen, daß wir ja doch nie wissen können, was ist, und daß wir deshalb immer Unrecht haben müssen. Denn wir begreifen nichts außer uns, und meist begreifen wir auch uns selbst nicht. Über was immer wir urteilen, es wird ein auf uns bezogenes und darum verzerrtes Urteil sein. Durch Liebe oder Haß, durch Verachtung, Pathos, Sentimentalität verzerrt. Wir verachten z. B. den Zuhälter. Allein wir wissen nichts von der inneren Gesetzmäßigkeit, die in ihm sein muß wie im Bürger — einfach weil er eben ist. Seine Anschauungen und Gefühle sind um nichts weniger in sich berechtigt als die unsrigen. Er hat sein Recht wie die Menschenfresser, der Trust-König, der Demagoge — mögen sie uns auch gefährlich oder widerwärtig dünken. Nur wenn wir uns selbst verlassen könnten und ein fremdes Wesen beziehen, kämen wir aus dem geschwätzigen Nicht-Verstehen heraus, als das sich jedes unserer Urteile darstellt. Solche Selbstentäußerung gelingt manchmal den Künstlern. Immer nur teilweise; denn die Kunst

erfordert, daß sie sich selbst doch nicht ganz aufgeben dürfen. So ist jede Kunst Verfälschung.

Am dreistesten werden alle Dinge von der Moral verfälscht, die mittelst ungeheuerlicher Anmaßung den natürlichen Respekt vor dem Gewordenen und Seienden unterdrückt. Dies ist ja ihr Beruf: nicht zu verstehen und irgend eine kleinbürgerliche Biederkeit wie eine Sonne über uns aufzuhängen. Aber diese Sonne wärmt nicht, fruchtet nicht. Sie ist nämlich bloß aus Goldpapier.

Will nun der Zufall, daß wir plötzlich in ein anderes Schicksal verschlagen werden, so bemerken wir bald, daß es seine eigenen uns vorher unbekannten Gesetze hat und daß unsere früheren Entrüstungen und Begeisterungen nur aufgeregte und zwecklose Wort-Macher, bewegte Luft waren. Die Anderen aber schwätzen eifrig weiter, genau so, wie früher wir selbst und wie wir es ja auch weiter noch — in allen anderen Dingen — tun. Da ahnen wir dann die unausdenkbaren Abgründe zwischen den Menschen, die große Lüge aller Gesinnungen, Meinungen, Urteile, und verlieren uns hilflos in den unendlichen Klüften. —

E. A. POE: DER RABE. ZUM 19. JÄNNER 1909 INS DEUTSCHE GEBRACHT VON THEODOR ETZEL

Einst in dunkler Mittnachtstunde, als ich in entschwundner Kunde
Wunderlicher Bücher forschte, bis mein Geist die Kraft verlor
Und mir's trübe ward im Kopfe, kam mir's plötzlich vor, als klopfe
Jemand leis ans Tor, als klopfe — klopfe jemand sacht ans Tor.
»Irgend ein Besucher«, dacht' ich, »pocht zur Nachtzeit noch ans Tor —
Weiter nichts« — so kommt mir's vor.

Oh ich weiß, es war in grimmer Winternacht, gespenstischen Schimmer
Jagte jedes Scheit durchs Zimmer, eh es kalt zu Asche fror.
Tief ersehnte ich den Morgen, denn umsonst war's Trost zu borgen
Aus den Büchern für das Sorgen um die einzige Lenor',
Um die wunderbar Geliebte — Engel nannten sie Lenor' —
Die für immer ich verlor.

Die Gardinen rauschten traurig, und ihr Rascheln klang so schaurig,
Füllte mich mit Schreck und Grauen, wie ich nie erschrak zuvor.
Um zu stillen Herzens Schlagen, Herzens Zittern, Herzens Zagen,
Mußt' ich murmelnd nochmals sagen: »Ein Besucher klopft ans Tor —
Ein verspäteter Besucher klopft um Einlaß noch ans Tor.«
Sprach ich meinem Herzen vor .

Alsobald ward meine Seele stark und folgte dem Befehle,
»Herr«, so sprach ich, »oder Dame, ach verzeihen Sie, mein Ohr
Hat Ihr Pochen kaum vernommen, denn ich war schon schlafbenommen,
Und Sie sind so sanft gekommen — sanft gekommen an mein Tor:
Wußte kaum den Ton zu deuten —« und ich sperrte auf das Tor: —
Nichts als Dunkel stand davor.

Starr in dieses Dunkel spähend, stand ich lange, nicht verstehend,
Träume träumend, die kein ird'scher Träumer je gewagt zuvor;
Doch es herrschte ungebrochen Schweigen, aus dem Dunkel krochen
Keine Zeichen, und gesprochen ward nur zart das Wort »Lenor« —
Zart von mir gehaucht, — wie Echo flog zurück das Wort «Lenor«.
Nichts als dies vernahm mein Ohr.

Wandte mich zurück ins Zimmer, und mein Herz erschrak noch schlimmer
Da ich wieder klopfen hörte, etwas lauter als zuvor.
»Sollt' ich«, sprach ich, »mich nicht irren, hörte ich's am Fenster klirren,
Oh, ich werde bald entwirren dieses Rätsels dunklen Flor —
Herz, sei still, ich will entwirren dieses Rätsels dunklen Flor;
Wind wohl machte da Rumor.«

Offen warf ich nun die Schalter — flatternd kam herein ein alter
Stattlich großer schwarzer Rabe, wie aus heiliger Zeit hervor.
Machte keinerlei Verbeugung, keine kleinste Dankbezeigung,
Flog in edelmännischer Neigung zu dem Pallashaupt empor,
Grade über meiner Türe auf das Pallashaupt empor —
Sass — und stumm war's wie zuvor.

Doch das wichtige Gebahren dieses schwarzen Sonderbaren
Löste meines Geistes Trauer bald zu lächelndem Humor.
»Ob auch schäbig und geschoren, kommst du,« sprach ich, »unverfroren,
Niemand hat dich herbeschworen aus dem Land der Nacht hervor.
Tu mir kund, wie heißt du, Stolzer, aus Plutonischem Land hervor?«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

Daß er sprach so klar verständlich — ich erstaunte drob unendlich,
Kam die Antwort mir auch wenig sinnvoll und erklärend vor.
Denn noch nie war dies geschehen: Über seiner Türe stehen
Hat wohl keiner noch gesehen solchen Vogel je zuvor,
Über seiner Stubentüre auf der Büste je zuvor,
Mit dem Namen »Nie du Tor.«

Doch ich hört' in seinem Krächzen seine ganze Seele ächzen,
War auch kurz sein Wort und brachte er auch nichts als dieses vor.
Unbeweglich sah er nieder, rührte Kopf nicht noch Gefieder,
Und ich murrte, murmelnd wieder: »Wie ich Freund und Trost verlor,
Werd ich morgen ihn verlieren — wie ich alles schon verlor.«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

Seine schroff gesprochnen Laute klangen passend, daß mir graute,
»Aber«, sprach ich, »nein, er plappert nur sein einzig Können vor,
Das er einem Herrn entlauschte, dessen Pfad ein Unstern rauschte,
Bis er letzten Mut vertauschte gegen trüber Lieder Chor —
Bis er trostlos trauerklagte in verstörter Lieder Chor
Mit dem Kehrreim »Nie du Tor«.

Da der Rabe das bedrückte Herz zu Lächeln mir berückte
Rollte ich den Polsterstuhl zur Büste, Tür und Vogel vor,
Sank in Sammtsitz, nachzusinnen, Traum mit Träumen zu verspinnen,
Über solchen Tiers Beginnen: was er wohl gewollt zuvor —
Was der alte finstergrimme Vogel wohl gewollt zuvor
Mit dem Krächzen »Nie du Tor«.

Saß, der Seele Brand beschwichtend, keine Silbe an ihn richtend,
Seine Feueraugen wühlten mir das Innerste empor.
Saß und kam zu keinem Wissen, Herz und Hirn schien fortgerissen,
Lehnte meinen Kopf aufs Kissen lichtbegossen — das Lenor
Pressen sollte — lila Kissen, das nun nimmermehr Lenor
Pressen sollte wie zuvor!

Dann durchrann, so schien's die schale Luft ein Duft aus Weihrauchschale
Edler Fngel, deren Schreiten rings vom Teppich klang empor.
»Narr!« so schrie ich, »Gott bescherte dir durch Engel das begehrte
Glück Vergessen: das entbehrte Ruhen, Ruhen vor Lenor!
Trink, oh trink das Glück: Vergessen der verlorenen Lenor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor!«

»Weiser!« rief ich, »sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier, ob Teufel —.
Ob dich Höllending die Hölle oder Wetter warf hervor,
Wer dich nun auch trostlos sandte oder trieb durch leere Lande
Hier in dies der Höll' verwandte Haus — sag, eh' ich dich verlor:
Gibt's — oh gibt's in Gilead Balsam? — sag mir's, eh ich dich verlor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

»Weiser!« rief ich, sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier ob Teufel. —
Schwör's beim Himmel uns zu Häupten — schwör's beim Gott, den ich erkor —
Schwör's der Seele so voll Grauen: soll dort fern in Edens Auen
Ich ein strahlend Mädchen schauen, die bei Engeln heißt Lenor —
Sie, die Himmlische, umarmen, die bei Engeln heißt Lenor?«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor.«

»Sei dies Wort dein letztes, Rabe oder Feind! Zurück zum Grabe.
Fort! zurück in Plutons Nächte!« schrie ich auf und fuhr empor.
»Laß mein Schweigen ungebrochen! Deine Lüge, frech gesprochen,
Hat mir weh das Herz durchstochen. — Fort, von deinem Thron hervor!«
Heb' dein Wort aus meinem Herzen — heb dich fort, vom Thron hervor!«
Sprach der Rabe: »Nie du Tor«.

Und der Rabe rührt sich nimmer, sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf der blassen Pallasbüste, die er sich zum Thron erkor.
Seine Augen träumen trunken wie Dämonen traumversunken;
Mir zu Füßen hingesunken droht sein Schatten tot empor.
Hebt aus diesem meine Seele jemals wieder sich empor? –
Niemals mehr – oh, nie du Tor!

GIOVANNI PASCOLI: DIE HETÄRE, DEUTSCH VON BENNO GEIGER

O wie verlosch so frühen Morgens Myrrha,
die Vielgeliebte, da die geile Lampe
zugleich verlosch, erfahren viel und müde!
Doch füllte sie, mit des uralten Ölbaums
gepreßtem Fruchtsaft, Euenos noch einmal;
und auf dem Weg der Felder, in den Tempel
aus schmuckem Marmor, hing er ihre Lampe,
daß sie die Nächte Myrrhas überstrahlte;
umsonst: denn sie schlief endlich auch — und einsam.
Doch leise flog, mit dem Geräusch des Falters,
zu jener Helligkeit auf offner Straße
in der verhängten großen Stille brennend,
die Seele Myrrhas, unstet auf der Suche
nach ihrem teuren Leib: um sie von neuem
vollkommen weiß zu schaun, des Leibes Blume,
die bloß am Abend aufzublühen pflegte
und mit dem ersten Morgenrot sich gierig
und spröde schloß und ohne mehr zu duften.
Der Falter suchte jene tote Blume,
mit seinen Flügeln schwärmerisch des öftern
die Lampe streifend, Kupplerin der Liebschaft;
doch sah mit nichten er die teure Hülle
mit ihrem Balsam in dem Sarg verschlossen.

Da wollte sie, die Seele, noch nicht wandern,
nach Art der Seelen, die sich danach sehnen
davonzufliegen, als ein leichter Weihrauch,
dem Schicksal ist, im Schweben zu verduften.
Und des verhängten Weges kam mit einmal
ein froher Chor, mit ausgelöschten Fackeln,
von einem blühend jugendlichen Festmahl.
Und Moschus zündete den Kien des Spanes
am Lampenlicht und las auf einer Stele:
Hier schläft im Schatten ihrer Lampe Myrrha
zum ersten Mal anjetzt und jetzt für immer.
Und rief: Ihr Freunde, das Geschick ist günstig!
Im Schlaf tut Myrrha sich genug — und einsam!
Ich bat den Liebesgott, daß er mich endlich
im Herzen Myrrha still begraben ließe:
der Tod erhört mich und ich bat die Liebe.

Kallias sprach: Sie spendete viel Honig,
der Biene gleich, und stach mit ihrem Stachel.
Es sprach Agathias: sie mengte Dornen
mit Liebesknospen, Gift mit süßen Feigen.
Und Phädrus sprach, der Greis: Laßt sein, ihr Spötter!
die Gute gab und tauschte Gold für Kupfer.
Und so verweilten sie, voll süßen Weines,
in der verhängten Einsamkeit des Weges.
Und schmeichelnd warf das Licht auf ihre Häupter
den Schatten eines morschen Rosenkranzes;
und vom Geruch der Fäulnis angezogen,
trieb dort vielleicht ein unsichtbarer Falter.
Sie zündeten nun einer nach dem andern
am Licht die Fackeln an. Der Auletride
rief zum Gesang mit seiner Doppelflöte,
ein buchsnes Werk, und im Geschimmer setzte
sich die Gesellschaft trollend in Bewegung.

Die Seele nicht. Sie blieb. Sie sah die Lichter
und den Gesang hin in die Ferne schwinden.
Sie war dem Dämon, der den toten Seelen
den feuchten Weg zum Hades lehrt, entkommen
und wußte nun, allein gelassen, nimmer
den Weg zu finden und verblieb zu Füßen
des eignen Grabs, im schwanken Schimmer ihrer
getreuen Lampe. Mitten in der tiefsten
Verlorenheit der Nacht, voll goldner Sterne,
vernahm sie plötzlich einen Schritt, ein Schluchzen,
daran sie deutlich Euenos erkannte.
Es hatte seinen süßen Schlaf verloren
seit vielen Nächten Euenos und wußte,
daß ihn die Freundin mit ins Grab genommen.
Und schloß im Schluchzen die versperrte Pforte
des schmucken Tempels auf, ergriff die Lampe,
trat ein. Geschickt, alsdann, schob er sein Messer
in das Gefüge des versteinten Sarges
und hob den Deckel, beide Kniee stemmend,
mit beiden Händen. Ungesehen schwebte,
verschreckten Fluges, hinter seinem Rücken,
von seinem Atem überschwirrt ein Schatten,
der Myrrha noch im Tod zu sehn begehrte.
Und sie erschien; und jener ließ den Deckel

mit einem wilden Schrei herunter rasseln
auf seinen Schlaf und seine Lust, für immer.

Da floh die Seele, weit. Ein roter Gockel
sang seinen herben Hymnos an das Leben,
und sie befand sich im Bereich der Toten.
Nicht jeder ging den selben Weg des Todes,
weil sich die Wege, je nach dem verschieden,
in der verhängten Finsternis verstrahlten.
Ihr war er unbekannt. Doch viele Schatten
im Schatten kamen dort an ihr und gingen
vorüber: einige, von ihrem guten
Dämon geleitet, wie beglückt im Gange;
vergeblich andre, sich der Hand des Schicksals,
das sie beschwört, erwehrend. Ihrem Dämon
war sie jedoch seit Tagesfrist entkommen
und fremd war ihr der Weg. Sie hing sich also
an eine süße jungfräuliche Seele,
die sich im Gehn zur schönen Welt noch einmal
herumgewandt, sie nach dem Weg zu fragen.
Doch jene bebte schon am ganzen Leibe,
so wie der Schatten einer jungen Espe;
und sprach: »Ich weiß ihn nicht!« und schwand im Nebel.
Und die Hetäre hing sich nun an eine
betrübte Seele, die mit beiden Händen
ihr süßes Tränenangesicht umfaßte;
weil sie, die Mutter, immer noch um ihrer
Geschöpfe willen litt, bis auch sie sagte:
»Ich weiß ihn nicht!« verschwindend in dem Nebel.
Und die Hetäre rieb sich an die Toten,
wie sie sich an die Lebenden gerieben:
doch nun umsonst. Und drüben war des Ekels
nicht wenig, wegen dieser nackten Seele,
die sich an allen Scheidewegen wälzte.

Die Seele lief des Euenos nun endlich
an ihr vorbei, zum Flusse des Vergessens
in ihrem Durst gewandt. Doch eine kannte
die andre nicht. Sie war ihr fremd geblieben.
Und Myrrha lief, sie nach dem Weg zu fragen,
zu jener schnellen unbekannten Seele;
doch Euenos entgegnete: »Ich eile!«

Und schneller stürmte die verschreckte Seele

des Euenos, und eine Weile rannte
die nackte Seele hinterdrein. In Bälde
verschwand die Vordre, von dem Gischt verschlungen,
und die Hetäre stand von neuem keuchend
an einem Scheideweg. Und sie gewahrte
dort ein Geflüster, leise wie von Küchlein,
die noch im Innern ihrer Schalen girren.
Ein Flüstern war es, das sie längst vernommen,
entsetzt, in ihrem eignen Mutterleibe,
das unterdrückt emporstieg, als sie drüben
noch ihres Leibes schöne Blume pflegte,
von keiner Falte je getrübt. Nun aber
vernahm ein Flüstern Myrrha, die Hetäre.
Sie drückte vorsichtig die hohen Gräser
des Feldes nieder, auf dem Boden forschend,
im Kranz der wilden unfruchtbaren Feigen.
Und sie bemerkte zwischen den Narzissen
und Asphodillen, zwischen Tod und Leben,
gewisse dünne Schatten — die selbsteignen
Geschöpfe, die sie nicht gewollt. Die hielten
des bösen Schierlings Blüten in den Fingern
und spielten mit den Grannen des Getreides
zum Zeitvertreib. Und waren annoch zwischen
dem Nichts gefangen und des Todes Schwelle.
Und Myrrha nahte sich; doch die Geschöpfe,
verkröpft und milchig, taten bei dem Anblick
der Mutter einen Schrei, mit leisem Kehllaut,
und, ihre Sträuße von sich werfend, schloffen
sie mit den schleppend schlottrigen Gelenken
entsetzt davon. Wie die Bastardenjungen
von einer Hündin, auf durchnäßter Straße
beim Schall von Schritten linkisch seitwärts stieben,
so wischten scheu zur Seite die vertriebnen,
noch nicht gebornen Kinder vor der Mutter
auf ihrem Absturz zu der Unterwelt.

Doch stand das bronzne Tor des großen Hauses
dort nebenan. Und düster scholl der Vorraum
von dem Gebrüll der Köter, unterirdisch.
Auch schlüpfte bald der Schwarm der Kinder schaudernd
hinein, da sich die Mutter hinter ihnen
in das unendlich Düstre mitversenkte.

ALEXANDER ALEXANDROWITSCH BLOCK: ZWEI GEDICHTE; AUS DEM RUSSISCHEN VON REINHOLD VON WALTER

DER SPUCK

Die Frühlingsbächlein in der Gasse — der leeren,
Stürzen und murmeln, und das Mädchen lacht.
Ein roter Zwerg will ihr den Durchgang wehren,
Er tanzt, er spritzt, er hat ihr Kleid ganz naß gemacht.

Das Mädchen hat Angst. Sie hüllt sich in ihr Tüchelein,
Der Abend ist nah. Die Sonne steht tief in dem Land.
Der Zwerg springt wie ein Ball in die Pfütze hinein,
Treibt lauter kleine Wellen mit der runzligen Hand.

Ein doppelter Wiederschein blendet und lockt das Kind.
Hinter einem Hause verglimmt das Abendrot.
Ganz weit — hinten — flackert eine Laterne in dem Wind.
Gelächter. Spritzer. Tropfen. Ein rauchender Schlot.

Es ist, — als ob in der Ferne Stimmen erschallten . . .
Es tropft von den Dächern . . . jemand hustet irgendwo . . .
Als ob kalte, leblose Hände einander halten . . .
Die Augen sind ohne Glanz und scheinen nicht froh . . .

Wie schrecklich! Wie gruselig! Dort — an dem Gitter
Liegt sie — ein häßlicher, feuchter Fleck.
Die Nacht ist so kurz. Sie weint. Es ist bitter
Heimzugehn zur Mutter — vom Teufel befleckt.

Morgen. Wolken. Nebel. Zerbrochene Traufen.
In den Pfützen tanzt des Himmels blaues Einerlei.
Man hebt die Röcke, um über die Straße zu laufen.
Es plantschen die Soldaten: eins! zwei! eins! zwei!

In der Gasse, an dem Gitter reckt sich übers Kind
Ein Kopf, — der wackelt und murmelt so allerlei;
Der häßliche Gnom geht ans Werk geschwind:
Er wirft in das Bächlein die Schuhe: eins! zwei!

Die Schuhe — sie schwimmen von dem Wirbel gedreht,
Da überholt sie eine Kappe, und da — ein Sack . . .
Gelächter. Spritzer. Tropfen. Und dort — o seht! —
Schwimmen Hundeohren, ein Bart und ein roter Frack!

Das Mädchen erwacht — vom Traume noch trunken:
Es murmeln die Wellen . . . und alles ist vorbei . . .
Vor ihren Augen flimmern rot=blaue Funken.
Sonnenstrahlen. Wirbel. Wellen. Der Mai.

ICH ERWACHE . . .

Ich erwache — und Nebel liegt auf dem Feld,
Von meiner Warte blicke ich auf die Sonne hin.
Von keinem Wunsche ist mein Erwachen umstellt,
Wie das Mädchen, dem ich gehorsam bin.

Als ich über die Straße ging in sinkender Helle,
Sah ich ein Flämmchen blinken auf der Fensterbank . .
Ein rosenrotes Mädchen stand auf ihrer Schwelle,
Und sie sagte mir: Du bist so schön und so schlank.

Lieben Leute, das ist die ganze Sache,
Es ist wirklich nichts besondres, was ich will,
Kein Wunder, darüber ich mir Gedanken mache,
Vergeßt es nur, und seid alle ganz still . .

GIOVANNI PAPINI: DER DÄMON SAGTE MIR ...; EIN MÄRCHEN. AUS DEM ITALIENISCHEN VON ANDREAS VON MARSCHLINS

Ich sprach bisher mit dem Dämon nur fünfmal, aber unter allen heute Lebenden bin sicher ich es, der ihn am besten kennt und mit dem er am familiärsten ist. Er bezeigt mir – ich bin ohne falsche Scham etwas stolz darauf – eine wohlwollende Herablassung, die mich oft stark bewegt. Wenn ich mit ihm beisammen bin, hör ich ihm nur zu. Doch nein, ich täusche mich: ich hör ihm zu und schau ihn an. Wie mir der Dämon bisher erschienen, ist er eine ungemein eindrucksvolle, gar nicht gewöhnliche Gestalt. Er ist sehr groß und sehr bleich: noch ziemlich jung, aber von jener Jugend, die zu viel gelebt hat und trauriger ist als das Alter. Sein ganz weißes und langes Gesicht hat Besonderes nichts als einen kleinen festgeschlossenen Mund und eine tiefe Falte von der Nasenwurzel senkrecht aufwärts in die Haare. Ich weiß nicht, von welcher Farbe seine Augen sind, denn ich habe sie nie auch nur für einen Augenblick ansehen können; auch die Farbe seines Haares weiß ich nicht, denn er trug darüber immer eine seidene Mütze, die er nie abnahm. Er trug sich schwarz und tadellos behandschuht.

Es ist in diesen Zeitläuften selten, daß er auf die Erde zu kommen sich entschließt. Eines Tages sagte er mir melancholisch: »Hinfort interessieren mich die Menschen nicht mehr. Man kauft sie für ein Geringes, aber sie werden immer weniger wert. Sie haben weder Mark, noch Seele, noch Atem: möglich, daß sie nicht einmal mehr hinreichend rotes Blut haben, um den üblichen Vertrag zu unterschreiben«.

Trotzdem kommt er, wenn er sich in seinem übervölkerten Reich langweilt, manchmal zu uns. Allerdings merkt es keiner, denn die Menschen erkennen ihn nicht mehr und gehen an ihm vorbei, glauben, es wäre ihrer einer, lächeln und lüften den Hut mit einer ruhigen Sicherheit, die einem Angst macht. Aber ich spüre immer in der Luft die Bewegung seines Kommens und suche seine kostbare Gesellschaft gerne auf. Die Unterhaltung mit dem Dämon ist die profitabelste und angenehmste, die ich kenne; ist eine von denen, die einem die Welt verstehen machen, und besonders die Welt in uns, besser als alle die großen und kleinen Traktate, die man an der Heidelberger Universitätsbibliothek lesen kann.

Ich traf niemals ein nachsichtigeres Wesen als den Teufel. Er kennt die Schwächen, die Unehrlichkeiten, die Gemeinheiten und menschlichen Bestialitäten so vollkommen, daß nichts ihn erstaunt oder erregt. Er ist friedlich und lächelnd wie ein antiker Philosoph, und er kam mir christlicher vor als alle Christen auf der Welt. Er hat sogar dem vergeben, der ihn verdammt hat. Wenn er davon spricht, anerkennt er, daß der Allmächtige recht getan hatte, als er ihn aus dem Himmel stieß, denn ein König könne um sich nicht zu stolze und unbotmäßige Geschöpfe dulden. »Ich an seiner Stelle« – gestand er mir einmal – »hätte den Rebellen viel schrecklicher bestraft. Ich hätte ihn zur Untätigkeit, zur Unbeweglichkeit verurteilt. Statt dem war Gott zu mir sehr gnädig und gab mir das Mittel, die Karriere zu befolgen, zu der ich am besten geeignet war. Und heute, wo ich auch dessen müde bin, hab ich

mich über gar nichts zu beklagen; an der Brust der himmlischen Seeligkeit wäre meine Langweile vielleicht noch grösser.«

Er ist, sogar gegen die Menschen, von einer gewissen etwas ironischen Bonhomie, allerdings nicht ganz frei von überzeugter Verachtung, die zu verbergen ihm nicht immer glückt. Er ist dem Beruf nach der Quälgeist der Menschheit; aber eine lange Gewöhnung hat ihn weniger grausam und weniger schrecklich gemacht. Er ist nicht mehr das steifbehaarte Monstrum des Mittelalters, mit Schweif und Hörnern, das die Jungfrauen in den Klöstern karessieren und die einsamen Fieber der Wüstenheiligen erregen ging. Er hat entschieden begriffen, daß die Versuchung vollkommen unnötig ist. Die Menschen sündigen von sich aus, natürlich und spontan, ohne daß Rufen und Locken nötig wäre. Er läßt sie in Frieden, und sie laufen ihm zu wie Wasser über den Abhang. Er sieht in ihnen auch nicht mehr zu besiegende Gegner, sondern gute und getreue Untertanen, bereit ihre Steuer zu zahlen, ohne sich bitten zu lassen. Daraus entstand ihm in letzter Zeit für uns andere ein gewisses Mitleid, welches die Verachtung nicht aufhebt, aber sie verschleiert und mildert. Darin bestärkte mich mein letztes Zusammensein mit ihm, wobei er mir eine Sache erklärte, die für die Suchenden unter uns ein gewisses Interesse haben dürfte.

Ich begegnete ihm in einer dieser einsamen Straßen außerhalb Florenz, zwischen grauen Mauern, über die Oliven hängen. Er schritt vor sich hin, in einem kleinen schwarzgebundenen Buche lesend, und lachte wie er nur zu lachen weiß. Ich war näher gekommen. Kaum sah er mich, so schloß er sein Buch, nahm mich unterm Arm und begann:

»Ich kenne das kleine Buch seit Jahrhunderten: es ist die Bibel, und ich lese von Zeit zu Zeit darin, um mich in gute Laune zu bringen. Die ich da lese, geht auf englisch, und ich habe bemerkt, daß das Englische sich wunderbar für das Alte Testament eignet, während ich das Italienische für das Neue vorziehe. Ich las gerade zum tausendstenmal die ersten Kapitel der Schöpfung, und Sie verstehen warum. Ich spiele da eine bedeutende Rolle und bin manchmal nicht nur stolz, sondern ein bischen eitel. Es macht mir Vergnügen, mich mit der schönen Schlangenhaut bekleidet zu sehen, um den Baum gerollt wie auf den alten Stichen, den schwärzlichen Kopf gegen den feuchten und nackten Leib der reizenden Eva gerichtet. Aber es ist wirklich schade, daß die Verführungsgeschichte von den dem Herrn dienenden Historikern so alteriert wurde. Nächstens einmal, wenn ich Zeit habe, will ich eine korrigierte Ausgabe der Bibel machen, und nicht nur korrigiert, auch vermehrt, denn die heiligen und frommen Schriftsteller hatten ein Widerstreben empfunden, meinen Namen zu oft zu schreiben und haben da einige meiner schönsten Unternehmungen im Dunkel gelassen.

Um auf die Versuchung zurückzukommen, mein lieber Freund, so ist in Wirklichkeit der biblische Bericht schamlos gefälscht. Ich habe das noch niemandem gesagt, aber Sie sind einer, dem man sagen kann, was sich noch kein Mensch denken konnte. Ich war im wirklichen Sinn des Wortes weder ein Versucher noch ein

Verführer. Als ich mich mit der Einladung an Eva wandte, hatte ich nicht die geringste Absicht, die Menschen in Ungnade fallen zu lassen. Meine einzige Absicht war Rache an Jehovah, der mich, wie ich glaubte, unwürdig behandelt hatte. Ich wollte ihm, mit einem Worte, Rivalen seiner Macht schaffen, und hatte deshalb gar keine Absicht zu lügen, als ich zu Eva sagte: ‚Esset von diesen Früchten und Ihr werdet Gott gleich werden‘.

Ich sagte, glauben Sie mir, nichts als die reine Wahrheit. Der verbotene Baum war in der Tat der Baum der Erkenntnis, nicht bloß des Guten und des Bösen, wie der Jude sagt, sondern des Wahren und des Falschen, des Sichtbaren und des Unsichtbaren, Himmels und der Erde. Und Sie wissen, lieber Freund, daß Wissen Macht ist und daß Gott sein genau bedeutet: das Wissen und die Macht besitzen. Ich wollte also die Menschen nicht täuschen, als ich Ihnen das Mittel der Gottgleichheit nannte. Mein Interesse war, daß es ihnen glücke, denn ich hoffte auf ihre Hilfe in der Wiedereroberung des Himmels.

Ich sehe in Ihren Augen, daß Sie mich etwas fragen wollen, und ich weiß auch was: wieso Adam und Eva trotz des Fruchtgenusses nicht Götter, ja sogar von ihrem Gotte aus dem schönen Garten gejagt wurden. Wenn Sie wollen, erkläre ich Ihnen dieses scheinbare Mysterium ganz kurz.

Eva merkte in ihrer Aufregung nicht, daß die Früchte des Baumes viele und vielerlei waren, sie hörte nicht, was ich ihr sagte: daß es nicht genüge, einige zu essen, sondern daß sie den ganzen Baum seiner Früchte berauben müßten — mit andern Worten, die vollkommene Kenntnis erwerben. Sie hatte nicht die Geistesgegenwart, nach der ersten Frucht sofort schnell an die andern zu gehen; so geschah es, daß Gott Zeit bekam, die Gefahr zu merken und sofort auf ewig zu exilieren. Hätten die Beiden alle Früchte des wunderbaren Baumes gegessen, der Große Alte hätte sie nicht mehr aus dem Paradiese jagen können. Sie wären Götter gegen Gott gewesen, und kein noch so flammend beschwerteter Engel hätte sie in die Flucht jagen können. Gott konnte sie b e s t r a f e n, weil sie nicht g a n z und v o l l k o m m e n gesündigt hatten. Die Erbsünde wurde bestraft, weil sie halb war. So war es dann eben immer auf der Erde, und ich brauche Sie nicht an die Geschichte von Alexander und dem Seeräuber zum so und so often Male zu erinnern, um Ihnen zu demonstrieren, daß ein Verbrechen bestraft wird, wenn es leicht und übertrieben, und belohnt wird, wenn es groß ist.

Der Mensch verlor in diesen fernen Tagen eine glänzende Gelegenheit Gott zu werden, und ich verlor eine meiner Chancen, in den Himmel zurückzukehren. Aber ich glaube, mein vortrefflicher Freund, und ich sage es Ihnen, obzwar ihr andern Menschen den Ratschlägen des Dämons keinen Glauben schenkt, ich glaube, ihr habt noch Zeit, mit den Früchten des Baumes fertig zu werden, ihr habt noch Zeit, Götter zu werden. Ihr erinnert euch nicht mehr der Straße nach dem irdischen Paradies, aber ich weiß, ein paar Samenkörner jenes Baumes sind davongekommen und bereits voller Leben. Ihr müßt sie in euren Wäldern suchen, pflegen, bis sie wieder ihre Früchte geben. Dann — glaubt an euren alten Freund, den Dämon,

den eifersüchtige Diener euch als euren Gegner einreden wollen — dann könnt ihr nach Belieben davon essen, bis zur Sättigung, und mein Versprechen wird erfüllt sein.
Wie den Baum erkennen? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Höherer Befehl verbietet mir das. Ihr müßt die Spur selber suchen, mit Geduld und Ausdauer. Und gebt mir gleich Nachricht, wenn ihr ihn gefunden habt, denn dann wird meine Mission erfüllt sein und der liebe Gott ruft mich vielleicht zu sich.«
Die Stimme des Dämons klang etwas melancholisch. Die Falte auf seiner Stirn erschien mir noch dunkler. Er stand eine Weile still, wie von einem Gedanken erfaßt, und ging dann ruhig weiter, nach den Sternen schauend, die im bleichen Morgendämmer zu zittern begannen.

FANZ BLEI: SZENEN AUS CARL STERNHEIM'S DON JUAN

〈Auf der Höhe des Giraldo.〉

DON JUAN:

Ich weiß nicht was ich will. Weißt du es, Sternheim?
Nein, sprich nicht. Mißdeutend sind die Worte immer,
mißführend unsern Schritt. Und unser Herz
kommt aus dem Takt, den ihm die Gottheit schlägt,
die Eingeborene, vernimmt es Worte. Worte!
O Fülle du, in meine Brust gezwungen!
O Weite du, in meinen Blick versenkt!
Die Kraft in meinem Arm für Schwerstes ist
zu schwach für Leichtes, das getragen sein will.
Ja, Fäuste stark, ein Felstor einzuschlagen,
und Willen gegen eine ganze Welt –
wird schwach und nichtig, steht ein Kind vor mir,
das scheue Augen hat und bebt und zittert.
Was zitterst du? Macht dich die Aussicht schwindeln?
Skandier ich falsch was du mich sagen läßt?

STERNHEIM:

Mich schaudert. Nie war ein Mensch wie du, Don Juan.
Sagt' ich ein Mensch? Ein Gott! Du bist unglaublich.

DON JUAN:

Ich weiß, ich hab dich gut erfunden, Lieber.
So ganz lebendig dich erfunden, Lieber,
daß Meisterstück und Meister sich in dir
verwechseln, Eines sind und unzertrennbar.
Höchst sonderbarer Schatten du des Leibes,
Gedanken=, Bilderfüllter Schatten du
des Leibes, meines Leibes, dieses Leibes...
Dieses? Meines? Bin ich denn noch? Bist du,
den ich erfand, nicht ich? Bin ich nicht du?
Ein Zeichen! daß ich dir entfliehen kann,
du Leben meines Lebens, Blut von meinem!
Ein Zeichen, das mich aus dem Dichter reißt,
den ich aus nir erfand als meine Grenze,
als meines grenzenlosen Lebens Friedung,
in Stunden ohne Tat von mir befohlen. – –
Das Zeichen! Dort! Dort drüben überm Fluß,
das Taschentuch! Marias Taschentuch!
〈und springt über die Brüstung den Turm hinunter〉

STERNHEIM ⟨wortlos⟩:
Matkowski.. Matkowski...

⟨Marktplatz unter dem Giraldo.⟩

COELESTINA:
Achja, Gevatterin, man hat viel Geläufe, anständig durchs Leben zu kommen, daß man das Himmelreich nicht versäumt. Und gar erst in Zeiten, wo die Mädchen meistens schon entjungfert aus dem Mutterleib springen, da muß eine ehrliche Person wie unsereiner die Augen offen halten. Habt Ihr nichts Neues für meine Liste?

EINE HÖKERIN:
Des Schusters Pedrillo in der Kurzen Gasse Jüngste ist heut morgen mit einem Mädchen niedergekommen.

COELESTINA ⟨notierend⟩:
Pedrillo Kurze Gasse, jaja, der hat ein gesegnetes Familienleben mit seinen drei Töchtern. Ich sag es immer: wär das gemeine Volk nicht, man wüßte nicht was den Herrn zum Nachtmahl servieren und müßt ein ander Handwerk anfangen. — Sonst noch was? Ist's mein Herr nicht, so ist es ein andrer.

EINE ANDERE HÖKERIN:
Euer Herr wird denen schon nichts übrig lassen.

COELESTINA:
Meint Ihr? Denkt Ihr? Ja, das war einmal! War eine Zeit, da konnt er's kaum erwarten, daß ich den Dingerchen die Rotznasen putzte. Er fraß sie ungeputzt und ungeschält wie ein Bauernkerl die Zwiebel. Und heut? Ich bring ihm das Beste, daß einem Andern das Wasser aus den Augen tritt, er, was tut er? hört, schaut nicht hin, starrt und sagt: pack dich! oder: wer spielt mit lahmen Pferden! Als ob meine Pferdchen, haben sie einmal nachts den Sattel oben, nicht wollten, es möge niemals tagen.

DIE HÖKERIN:
Der ist verliebt.

COELESTINA:
Verrückt sag lieber.

DIE HÖKERIN:
Ist dasselbe.

EINE ANDERE:
Oder hat's in den Knochen.

RIPIO ⟨kommt hinzu⟩:
Immer noch nicht verbrannt, Schwesterchen?

COELESTINA:

Bin keines Langfingers Schwesterchen. Ach du bist es, Ripio, meiner lieben Freundin Dolores, Gott hab sie selig, Sohn! War eine mutige Frau, deine Mutter, schnitt des Nachts den Gehenkten die Finger ab wie keine. Und als wir miteinander im Kittchen saßen

DON JUAN ⟨fällt von oben mitten unter die Weiber, springt auf und läuft davon⟩.

DIE HÖKERIN:

Mein Jesus!

EINE ANDERE:

Es regnet Menschen! Ein Wunder!

COELESTINA:

Hol mich der Böse, das war mein Herr!

STERNHEIM ⟨tritt aus der Turmtür auf Ripio zu, der den Mund offen dem davoneilenden Don Juan nachschaut⟩:

Da gaffst du als der rechte gesunde Menschenverstand und staunst, was der Gedanke für flinke Beine hat. Schaust du ihm noch lang so blöde nach, so bringst du's zu Wege, seinen Lauf zu hemmen. Troll dich und schau zur Erde, daß du nicht in die Pfützen trittst.

⟨Nachts in einer dunklen schmalen Gasse. Vor einer Tür, aus der Licht fällt, ein Mädchen.⟩

DON JUAN ⟨kommt⟩:

Hinunter zum ganz Gemeinen. Das Gesicht in die Erde graben, um nicht zu schreien. Erde in den Mund, um nicht zu schreien. Die verlorene Kreatur ist nah bei Gott, denn sie hat sein Erbarmen. ⟨Er bleibt stehen, stützt seine Hand an die Mauer⟩. Da schwankt der Boden.

DAS MÄDCHEN ⟨tritt näher⟩:

Kommst du zu mir?

DON JUAN:

Wo sonst hin, du, als zu der Mutter... Wo sonst hin als zu dir? Endlich fand ich dich, nach so vieler Tage Suchen... die Straße liegt versteckt... ⟨und drückt das Mädchen an sich⟩. Das ist der Himmel, den ich endlich fand durch Höllenwege! Geliebte!

DAS MÄDCHEN:

Komm doch ins Haus, du Wilder.

DON JUAN:

Laß die Sterne über uns sein... Himmelsbildnis du — o weiches Wellenfließen deiner Brüste über all das Brennende! Du kühler Hals —

DAS MÄDCHEN:

Laß — du tust mir weh.

DON JUAN:

Nicht dir, nicht dir, du bist ja mitleidsvoll und gut.

DAS MÄDCHEN:

Zu Hilfe! Er erdrosselt mich! ⟨röchelt⟩ zu Hilfe... Bestie...

DON JUAN:

Gut bist du, ja. Doch sei auch zärtlich, nicht so kühl. Liegst mir im Arm und rührst dich nicht. Küß mich doch, küß mich! Wie schlecht kennst du dein Gewerbe, und ich bin jung, fühl doch den Arm, du Fühllose.

DAS MÄDCHEN ⟨entgleitet leblos Don Juans Armen auf die Erde⟩.

DON JUAN ⟨sehr erstaunt⟩:

Wie denn? Ich hab das kleine Kerzenlicht mit meinem Brand erstickt? Verlöscht?

STERNHEIM ⟨kommt von der andern Seite der Gasse her⟩.

DON JUAN ⟨auf ihn zu⟩:

Fort! Fort! Nimm schnell ein Pferd und flieh! Du hast dies Weib erdrosselt, Carlo! ⟨und zieht ihn fort⟩.

⟨Vorstellung beim nordischen Zauberer. Ein enger gedrückter Raum. In der Orchesterloge Don Juan und Sternheim.⟩

DER ZAUBERER:

Das Neuartige meiner Zauberkunststücke besteht darin, daß ich was man mir heraufreicht in diesem Mörser kleinstampfe, den Herrschaften zurückgebe und diese das von mir Kleingestampfte entzückender finden als es vorher war, ja oft es überhaupt erst bemerken. Mein Mörser bekommt alles nicht nur klein, sondern er macht es auch so differenziert in seinen Teilen, daß — gerade wird mir, danke bestens, ein Herz heraufgereicht. Ich nehme es mit dieser Pinzette —

DON JUAN ⟨ruft⟩:

Das Herz ist ja aus Wolle.

DER ZAUBERER:

Und lege es in den Mörser. Nun zerstampfe ich.

DON JUAN:

Der Mann muß Apotheker gewesen sein, mit dem Mörser versteht er umumzugehen. Sehr geschickt!

DER ZAUBERER:

Ich leere den Mörser nun, und es fallen eins, zwei, drei... fünfzehn Stücke Herz, alle untereinander verschieden, aber immer Herz, heraus. Hier, mein Fräulein, bitte und sagen sie selbst.

DAS FRÄULEIN:

Ich fühle mich gewissermaßen herrlich kompliziert und fünfzehnmal begehrter als zuvor... himmlisch!

DON JUAN ⟨lauter⟩:
Das Herz war ja ein Strickstrumpf! ⟨aber der Beifall ist so laut, daß niemand auf Don Juan hört.⟩

DER ZAUBERER:
Der Herr hier ist so freundlich, mir sein Gehirn zu geben.

DON JUAN ⟨leise, fast traurig⟩:
Aus Papier ist ja das Ding. Wie ekelhaft.

STERNHEIM:
Merkst du denn nicht, daß sie alle das wissen, der droben und die unten?

DON JUAN:
Wozu dann?

STERNHEIM:
Aber sie lügen ja nicht! Sie sind fest überzeugt, der Wollstrumpf sei ein Herz, Papier Gehirn.

DER ZAUBERER ⟨hat unterdessen wie vorhin das Herz so das Gehirn bearbeitet und gibt es dem Herrn zurück⟩:
Was sagen Sie?

DER HERR:
Fabelhaft! Nie vorbesessene, besonders kritische Fähigkeiten werden in mir lebendig. Ich werde über ihre Zaubervorstellung eine glänzende Rezension schreiben. Fabelhaft!

DON JUAN:
Gehen wir.

STERNHEIM:
Es ist schlechte Luft im Saal.

DON JUAN:
Wart noch. Eins zuvor ⟨und wirft seinen Degen auf die Bühne⟩.
Zerbrich den Stahl, wenn du's vermagst, nimm Hammer,
nimm Meisel, alles was du hast und schlage,
zerfeile zu Spähnen die Klinge, wenn du's kannst,
du Pillendreher, Greisenschwatz und Bosheit!

DER ZAUBERER ⟨mit einem Blick auf den Degen lächelnd⟩:
Ich kenne die Dinger. Wie ich klein war, habe ich damit gefochten. Sie sind aus Holz. ⟨Zum Diener⟩: Brings dem Herrn zurück. Holz zu zerstampfen ist nicht meine Kunst und keine. ⟨Stürmischer Beifall, wobei ein Herr beim Händeklatschen von der Gallerie herunterfällt, wie ein Theaterzettel, ohne Schaden anzurichten⟩.

DON JUAN ⟨hat längst die Loge verlassen und⟩

STERNHEIM ⟨verschwand hinter ihm wie in ihn⟩.

⟨Theaterbühne. Nach der Probe der Tragödie Don Juan.⟩

DER SCHAUSPIELER:

Nun, verehrter Meister, wie sind Sie mit meiner Auffassung zufrieden? Hab ich nicht einen Don Schuan hingelegt, der sich — wie?

STERNHEIM:

Gewiß, werter Herr und Freund, Sie haben sich wie immer, selbst übertroffen. Vielleicht nur eine Nüance. Sie nahmen den Mann zu leicht. Sie lächelten, ich möchte sagen, Sie feixten zu viel.

DER SCHAUSPIELER:

Das kommt alles bei der Aufführung, ich kenne mich. Und gar bei der Rolle! Die liegt mir wie keine.

STERNHEIM:

Die Rolle?

DER SCHAUSPIELER:

Die Weiber im Parket werden quietschen vor Lust, sage ich Ihnen.

STERNHEIM:

Aber nein, der Mensch ist ja den Frauen furchtbar! Ich kenne ihn doch.

DER SCHAUSPIELER:

Haben Sie mich in Blumenthals Märchenspiel gesehen? Das Stück ist natürlich ein Blödsinn, aber ich habe da eine Rolle, in Trikots, und wissen Sie, ich spiele einen Don Schuan mit den Schenkeln — haben Sie nicht gemerkt?

STERNHEIM:

Ja, und ich muß sagen, Sie denken den Menschen auch und etwas zu sehr mit den Schenkeln. Mein Freund Juan ist gar nicht so. Es ist überhaupt ein sehr merkwürdiger Mensch. Er ist der merkwürdigste Mensch, der mir je vorgekommen ist. Wir waren gestern zusammen bei dem nordischen Zauberer—

DER SCHAUSPIELER:

Wie?

STERNHEIM:

Mißverstehen Sie mich nicht. Don Juan und ich, wir waren gestern bei dem Zauberer. —

DER SCHAUSPIELER:

Sie sollten sich wegen der Premiere nicht so aufregen. Wo ich die Hauptrolle gespielt habe, ist noch nie ein Stück durchgefallen.

STERNHEIM:

Oh, meinen Sie das? Ich bin nur um meinen Freund besorgt. Ich habe die Aufführung ganz gegen Don Juans Willen veranlaßt und da — Sie verstehen, nicht wahr?

DER SCHAUSPIELER:

Vollkommen, verehrter Meister. Nur: keine Aufregung und ruhig Blut Es war mir höchst ehrenvoll, vom Dichter selbst so bedeutsame Winke für meine Darstellung bekommen zu haben.

STERNHEIM:

Guten Tag ‹und entfernt sich rasch›.

DER DIREKTOR ‹kommt auf die Bühne›:

Wenn wir dieses Trauerstück nicht auf ein Drittel zusammenstreichen, daß eine einaktige Posse daraus wird, läßt uns morgen das Publikum nach dem ersten Akt nicht weiterspielen und wird tobsüchtig.

DER SCHAUSPIELER:

Der Herr Dichter ist das heute schon. Vollkommen meschugge.

‹Sonntagmorgen. Don Juan geht langsam durch den Wald.›

DON JUAN:

Wie ein Aufwachen am Morgen ist das, als Kind, und die Freude plötzlich: es ist ein Feiertag! Sei ruhig mein Herz und hör die Vögel und die kleinen Glocken in der Ferne. Sei ruhig, mein Herz. — Wie ist die Welt so blankgeputzt!

EIN POSTBEAMTER ‹kommt von der andern Seite›.

DON JUAN:

Ist die Welt nicht wie blankgeputzt, Lieber?

DER POSTBEAMTE:

Ich habe gerade ein Gedicht darauf gemacht, das siebente seit einer Stunde.

DON JUAN:

Schau, schau.

DER POSTBEAMTE:

Wenn man so spazierend die Liebespaare hinter allen Büschen liegen weiß und ein fühlendes Herz für die Frau im Busen schlagen hat, da

DON JUAN:

Muß sich die Poesie wohl gewaltig in den Griffel drängen, ja, ja.

DER POSTBEAMTE:

Sie meinen, weil ich ein Postbeamter scheine? Ich bin aber was ich des Sonntags bin, ein Dichter und ein Don Juan ‹und geht ab›.

DON JUAN ‹setzt sich auf einen gefällten Baum›:

Die Menschen wissen nicht, was Schweres sie sich aufbürden, daß sie einen unsterblich machen. Das Vergessen wäre ihnen ein Segen.

STERNHEIM ‹kommt durch den Wald, langsam, setzt sich auf den Baumstamm, wirft in Gedanken kleine Steinchen vor sich hin›.

DON JUAN:
Wo sah ich das Gesicht? Es gleicht dem meines liebsten Sohnes...

STERNHEIM:
Wie viele Tage und Nächte sind es, daß der Himmel verschlossen ist? Wie die Tore zufielen! Wie das dröhnte! Noch bin ich ganz erschüttert. Bitten öffnen sie nicht, Tränen öffnen sie nicht. Nur ein Opfer. Ein Opfer mit Schmerzen dargebracht aus dem Tiefsten.

DON JUAN (leise):
Ist die Welt nicht schön, Lieber, wie blankgeputzt?

STERNHEIM (bemerkt den Don Juan erst jetzt):
Die Welt ist immer so, nur wir — wir haben nicht immer die Kraft zu ihrer Schönheit. Das macht uns traurig und dann scheint's auch die Welt. (Er steht auf.)

DON JUAN (erhebt sich):
Sahen wir uns nicht schon einmal?

STERNHEIM (blickt ihn an):
Nicht daß ich wüßte.

DON JUAN:
Verzeihen Sie, ja, nun merk ich's auch. Es war nur eine Ähnlichkeit, die mich täuschte. Oder ein Gefühl, das mich zu Ihnen hinzog, und wünschte, ich kennte Sie.

STERNHEIM:
Das kommt vor. Guten Morgen (und geht).

DON JUAN:
Guten Morgen, Lieber... Ein sonderbarer Mensch.

(Auf der großen Terrasse von Bellemaison.)

HIPPOLYT.
Die Melancholie der Künstler ist unergründlich und ist die ewige Melancholie der reinen Seele. Sie ist das Zeichen, an dem man den Künstler erkennt.

ROBERT GOURNAY.
Und an der Scheu vor dem Wort, vor der Form. Das Wort tut dem Herzen weh, weil es nicht vom Herzen kommt, wo alles Schweigen ist.

OTTO VRIESLANDER:
Und doch schuf Gott erst die Form und dann gab er ihr eine Seele.

STERNHEIM:
Das ist Menschenauslegung. Es heißt aber: im Anfang war das Wort. Das heißt: der Begriff, die Idee. Daß sie eine Form hat von Anfang an ist selbstverständlich.

HIPPOLYT:

Und werden die Ideen, wie in den Dichtern, aktiv, so sind es Leidenschaften, die Helden der Dramen. Allein und nur die Kunst rechtfertigt den ganzen Menschen und alles im Menschen, auch seine Laster.

ROBERT GOURNAY:

Für den Künstler hat das Leben keinen Sinn, in dem es ganz den seinen hat.

STERNHEIM:

Es ist seine Illusion, aus dem Schmerz die Freude zu gestalten. Alles unser Werk kommt aus dem Schmerz, er ist das immer bleibende Antlitz der Erde. Das Lachen wechselt mit den Festen. Was die Freude gebiert vergeht mit dem Lachen.

HIPPOLYT:

Da kommen die Frauen mit den Kindern.

THEA <kommt mit Maria und Gitta und mit Sibylla, Peter, Klaus die Treppe herauf>:

Die Dichter sind doch schreckliche Männer, nicht Maria?

MARIA <geht auf Hippolyt zu und gibt ihm die Hand>.

DIE KINDER <schmücken den Tisch mit Blumen und springen ins Haus; Vrieslander folgt ihnen; man hört ihn bald darauf die Präludien von Chopin spielen. Schweigen. Vor der Terrasse gehen Freiherr von Gebsattel und Reinhold von Walter im Gespräch vorbei.>

HEYMEL <reitet an der Terrasse vor, springt ab, der Diener führt das Pferd weg. Lustig>:

Die andern sind noch im Feld. Ich kam voraus. Doch nicht zu früh?

STERNHEIM <ihm entgegen>:

Willkommen. <Leise Begrüßung, da alles der Musik horcht. Es ist dunkel geworden. Sternheim und Hippolyt stehen vorne an der Brüstung allein.>

STERNHEIM:

Da! <und deutet auf einen weißen, mageren Gaul, der seinen hageren Reiter langsamen Schrittes die Straße vorbei in den dunklen Tann trägt.> Der Manchaner!

HIPPOLYT <legt ihm die Hand auf die Schulter>:

Lieber Freund.——

PAUL ERNST: DIE LIEBE DES FLIBUSTIERFÜHRERS. EINE ERZÄHLUNG

Im Jahre siebzehnhundert war an einem nebeligen und kalten Herbstabend in London in der niedrigen holzgetäfelten guten Stube des alten Wirtshauses Zum Anker eine kleine Gesellschaft von Kapitänen und Reedern versammelt. Die Männer tranken einen schweren Südwein aus großen Gläsern, priemten und spuckten. Das Gespräch war nach manchen verschiedenartigen Erzählungen auf das damals in diesen Kreisen unerschöpfliche Thema der Flibustier gekommen, die im Golf von Mexiko die merkwürdigsten Taten gegen die Spanier vollführt hatten. Einer der älteren Kapitäne hatte in seinen jungen Jahren noch unter Monbars gedient. Er hatte erzählt, wie Monbars in einem kleinen offenen Ruderboot mit zwölf Mann sich an eine spanische Fregatte gehakt, an Bord geklettert war und sich mit seinen Leuten durch die spanischen Soldaten mit dem Säbel durchgeschlagen, von vorn bis hinten und dann wieder zurück, und wie er immer ausrief, während die Spanier vor ihm fielen: »Und das muß ich tun, der so ein weiches Herz hat.« »Wie die Hammel vor dem Hund drängten sie sich«, erzählte er.

Ein alter weißhaariger Reeder mit ausrasiertem Kinn sagte mit gespielter Gleichgültigkeit: »Ich habe gestern mit Morgan zusammen auf einer Bank gesessen und habe ihm Schwamm für seine Pfeife gegeben.« Die Männer lachten. Er wiederholte unerschüttert: »Ich habe ihm Schwamm gegeben.« Dann erzählte er.

»Wie ein alter Affe sah er aus, dem man die Haut im Gesicht abgezogen hat und schwarze Pflaster auf die Augen geklebt.« Einige behaupteten, daß man als Letztes von ihm gehört habe, vor langen Jahren, wie er nach England hätte zurückfahren wollen, daß die Matrosen ihn erkannt hätten, unter denen alte Flibustier waren, und nachts in seine Kajüte gekommen wären; ob die Geschichte gelogen war, wußte man nicht; aber er sollte auf der Tonne gesessen haben mit den Edelsteinen und dem Gold, das er den Flibustiern nach der Einnahme von Panama gestohlen hatte, und um ihn standen sechs Tonnen mit Pulver, und in die eine klopfte er seine brennende Pfeife aus. Der alte Kasten war in die Luft geflogen, und so hatte wohl Keiner Zeit gehabt, Einem die Geschichte zu erzählen. Aber die Seeleute denken, ein starker Glaube gehört zu ihrem Geschäft. »Der Bart wird ihm wohl damals versengt sein«, meinte der alte Reeder. »Man konnte seine zweiunddreißig Zähne hübsch zählen, sie waren alle da und weiß wie Elfenbein, und von der Nase waren ihm nur die Löcher geblieben, durch die konnte man ihm in den Rachen hineinsehen.« Ein junger Kerl meinte lachend, es gebe wohl so eine Art Liebe, die Einen so zurichten könne. Der alte Flibustier sah ihn strafend an und sagte: »Wenn wir so etwas hatten, da fraßen wir vier Wochen lang Schildkrötenfleisch, dann waren wir wieder wie eine Stange Silber.«

Der Reeder fuhr fort: »Er hatte einen schmutzigen alten Juden als Führer, der trug keine Hosen unter dem Kaftan, die haarigen Beine staken ihm unten heraus. Aber er sorgte für ihn wie die Amme für das Kind: »Hier ist ein Steinchen, da ist ein Klötzchen, da kommen eine Herrschaft.« Die andern lachten.

Im Hause des Reeders wohnte im Oberstock eine alte spanische Amerikanerin aus Panama, die etwas wirr war im Kopf. Sie war gelb wie eine Zitrone und hatte einen Schnurrbart wie ein Ungar, aber zwei Augen rollten ihr im Gesicht wie zwei glühende Kohlen, und eine Stimme hatte sie wie eine Geige, wenn sie sang. Und sie sang sehr viel, daß man sich wundern mußte, wie sie es aushielt. Es wollte kein Dienstmädchen bei ihr bleiben, weil sie ihnen immer Stecknadeln in den Arm steckte, wenn sie ihre spanischen Worte nicht verstanden. Die kam zufällig an der Bank vorbei. Sie sang ein Liebeslied:

Por un soto verde y umbroso
Se salió Amor paseando,
De los amantes quejoso,
Porque su fuego amoroso
Trataban los mas burlando.

Der Blinde stand auf und zitterte, die holländische Tonpfeife fiel aus seinen nackten Zähnen und zerbrach auf der Erde, und er sang den zweiten Vers, krächzend und heulend, weil ihm Nase und Lippen fehlten:

Y como yo pude verle
En parte do no me via,
Determinè responderle
A las quejas que traia,
Solo por entretenerle.

Die wahnsinnige Alte sah in an, dann hielt sie den Fächer vor das Gesicht und warf ihm unter ihren grauen Haaren über den Fächer hin kichernd einen schmachtenden Blick zu. Dann nahm sie ihr Mädchen am Arm und zog sie eilig fort, sah sich noch einmal lachend um und sang:

Y una respuesta buscando,
Que á la de Eco pareciese,
A lo que iba preguntando
Le respondi, procurando
Que esto solo de mi oyese:
Yo soy ese.

Der Reeder fuhr fort, daß er dem Juden zwei Schillinge gegeben habe, damit er ihm alles erzähle. Dieses ist nun die Erzählung des Juden:
»Ich bin in Czenstochau geboren und lebte bis zu meinem fünfzehnten Jahre bei meinem Vater, der einen großen Handel mit Lumpen und altem Eisen hatte. Damals hörte ich zum ersten Male über die Flibustier von einem deutschen Handwerksburschen, der bei uns auf dem Boden nächtigte, und es fiel mir gleich in den Sinn, daß sich mit denen ein Geschäft machen ließ. Denn auf ihren Raubzügen nehmen sie außer dem baren Geld nur Ware mit, die leicht zu versilbern ist, namentlich Edelsteine und Schmuck, und wenn sie von einer Fahrt zurückkommen,

so ruhen sie nicht eher, bis sie alles verpraßt haben. Deshalb machte ich mich an einige hübsche Mädchen und versprach ihnen reiche Männer, wenn wir drüben wären, zog mit denen nach Amsterdam, unter großen Geldkosten, nahm in Amsterdam noch eine Anzahl Fässer mit feinen Likören und schweren Weinen mit und begab mich auf ein Schiff, das auf Cuba heimlich Kakao holen wollte. Meine Frauenzimmer machten auf dem Schiff einen greulichen Spektakel, wie sie merkten, worauf es abgesehen war, aber der Kapitän war ein anständiger Mann und stand auf meiner Seite, denn so ein hundert Gulden hatte mich jedes Mädchen schon gekostet. Er sagte mir freilich gleich voraus, daß ich bei den Flibustiern mit der Ware nichts verdienen würde. Wie wir auf der Höhe der Schildkröteninsel waren, traf uns ein Flibustierboot. Der Kapitän zog die spanische Flagge nieder, unter der wir bis dahin in diesen Gewässern gesegelt waren, und hißte die holländische, die Flibustier kamen aber doch an Bord. Sie hatten nichts an wie Hose, Hemd und Hut und kletterten wie die Eichhörnchen an den glatten Planken hoch. Sie hatten ungeheuer große Büchsflinten in der Hand, und wie sie oben waren, nahm jeder gleich einen Mann aufs Korn. Wie sie sahen, daß wir wirklich Holländer waren, beruhigten sie sich. Mich warfen sie gleich in ihr Boot, wie ich gesagt hatte, daß ich zu ihnen wollte, ich dachte, ich hätte alle Rippen zerbrochen. Dann warfen sie meine Fässer hinterher und brachten auch die drei Mädchen mit. Es schien, daß die drei Stärksten sie sich genommen hatten, mich fragten sie gar nicht. Die Drei stellten sich vor sie hin mit ihren Flinten und sagten: »Was ihr vorher getan habt, das geht uns nichts an, wenn jetzt etwas passiert, dann haben wir unsere Büchse. Nun seid Ihr unsere Frauen und müßt unsere Hemden waschen.« Dann wurde fortgerudert, und ich mußte mit rudern, und wie ich ohnmächtig wurde, da band einer seinen Gürtelriemen ab und schlug mich, daß mir das Blut den Rücken herunterlief. Da bin ich nicht wieder ohnmächtig geworden, aber ich habe mir beinahe die Zunge durchgebissen. Ich sagte ihnen, sie sollten mir wenigstens etwas für die Jungfernschaft der drei Mädchen geben, aber sie lachten und sagten, aus der Jungfernschaft machten sie sich nichts. Sie setzten uns auf der Schildkröteninsel ab; ich ging zu dem Gouverneur Seiner Majestät des Königs von England, er erlaubte mir meinen Handel. Ich bekam meistens Goldstaub, den ich in einer Schweinsblase hielt. Man konnte alles offen liegen lassen, es wurde nichts gestohlen. Es waren wenig Flibustier da, denn Morgan machte gerade seinen berühmten Zug, von dem ich nun erzählen will. Wie die Nachricht kam, daß er Cartagena geplündert hatte, wurden alle wütend, die auf der Schildkröteninsel waren, denn da hatte es große Beute gegeben; sie schoben ihre Boote in die See und wollten zu ihm rudern, denn es wurde auch schon von Panama gesprochen. Mir redeten sie zu, ich sollte mitkommen, und da war etwas zu holen, und damals war ich so mutig geworden, daß ich mir aus dem Leben gar nichts mehr machte, denn ich dachte: einmal muß ich doch sterben. Zwei in unserem Boot mußten immer schöpfen, denn das Wasser floß immer oben hinein, weil die Wogen hoch gingen, aber die Flibustier ruderten in ihrer Wut immer zu. Wir brauchten fünf Tage bis zu dem

Fort San Lorenzo an der Mündung des Chagro, das Morgan erobert hatte. In der Zeit aßen wir nur Zwiebäcke, die vom Wasser aufgeweicht waren, denn es war nichts trocken zu halten im Boot, und ich hatte zwei Fässer guten Branntwein mit, dadurch kamen die Flibustier sehr in Schulden bei mir, denn sie mußten alle zusammen bürgen, damit ich keinen Schaden hatte an den Todten. Wie wir kamen, hielt Morgan gerade Musterung; er nahm dreizehnhundert Mann mit nach Panama; wie wir in unsere Boote stiegen, brachten wir ein Hoch auf den König von England aus und auf Morgan, aber bei Morgan schrien sie lauter. Wir mußten den Chagro aufwärts rudern, aber wir hatten so wenig Platz in den Fregatten, daß wir uns nicht einmal setzen konnten. Da wurden wir sehr müde. So kamen wie am ersten Tage bis Rio de los Bracos, da wollten wir uns etwas zu essen holen, denn wir hatten nichts mitnehmen können. Aber die Spanier, die da wohnten, hatten alles Korn abgeschnitten und das Vieh fortgetrieben, und die Häuser waren ganz leer. Wir schliefen wenigstens in den Häusern auf den Fußboden, aber zu essen gab es gar nichts, so stopfte sich jeder eine Pfeife Tabak. Ich hatte noch ein kleines Fäßchen Branntwein, das verkaufte ich, das Gläschen für eine Unze Gold, auf Kredit; da wurde ich ein reicher Mann, denn die Flibustier bezahlten immer ehrlich, nur meine Mädchen hatten sie mir ohne Geld abgenommen, denn sie sagten: man darf mit rotem oder schwarzem Menschenfleisch handeln, denn das ist von Gott dazu geschaffen, daß wir es brauchen, aber mit weißem Menschenfleisch zu handeln ist Sünde. Am zweiten Tage ließen wir unsere Fregatten liegen, denn der Fluß war nicht mehr tief genug und war auch ganz versperrt von Baumstämmen. Ein Teil der Leute mußte dableiben, damit uns die Spanier nicht hinter unserem Rücken die Schiffe wegnahmen. Wir wollten zu Fuß weiter, aber der Morast war so tief, daß viele nicht wieder herauskonnten und erstickten. Deshalb setzten wir uns in kleine Kähne. Aber weil wir zu wenig Kähne hatten, so fuhr ein Teil von uns immer ein paar Stunden flußaufwärts, dann stiegen wir an einer festen Stelle aus und warteten, und die Kähne fuhren zurück und holten Andere. Da sah mich Morgan das erste Mal und sagte den Flibustiern, sie sollten mich in den Fluß werfen, weil ich nichts nütze wäre. Aber die Flibustier antworteten ihm, daß sie mir schuldig wären, deshalb dürften sie das nicht. Den zweiten Tag mußten wir im Freien schlafen. Den dritten Tag ging es genau so wie den zweiten. Da schimpften die Flibustier am Abend, daß sie noch keinen Spanier gesehen hatten, denn sie waren ganz schwach vor Hunger und dachten, daß die Feinde etwas zu essen bei sich hätten; sie aßen aber Laub und Gras, und darunter war manches Ungesunde. Auch war es schlecht, daß wir im Freien schlafen mußten, denn die Nächte waren so kalt, daß es am Morgen reifte, und wir hatten nur Hose und Hemd an und weiter nichts. Am vierten Tage wurde es besser, da konnte man am Flusse entlang marschieren, weil wir höher kamen, und da ruderte die eine Hälfte in den Kähnen und die andere marschierte. Und zwei Flintenschüsse vor uns gingen immer zwanzig oder dreißig Mann mit dem Führer und waren ganz leise, denn wir hofften, daß die Spanier uns einen Hinterhalt gelegt hätten, und hofften sie zu überraschen,

daß sie nicht vor uns flohen, denn wir dachten, daß sie etwas zu essen bei sich hätten. Am Mittag trafen unsere Leute auch auf einen Hinterhalt, da freuten wir uns, und jeder schüttete frisches Pulver auf die Pfanne, und dann schrieen wir laut und stürzten auf die Verschanzung los, und ich war auch dabei, denn ich fürchtete mich nicht, ich hatte aber keine Flinte; aber da fielen wir beinahe um vor Schreck, denn die Spanier waren fort, denn sie hatten immer solche Angst vor den Flibustiern, daß ihrer zehn vor einem fortliefen. Und sie hatten alles Essen mitgenommen, nur leere Tornister lagen noch da. Da freuten wir uns zuletzt doch, schnitten das Leder ab und nahmen es mit. Und am Nachmittag hatten wir noch einmal eine vergebliche Freude, denn wir fanden wieder eine leere Verschanzung, aber die Spanier hatten wieder ihre Tornister zurückgelassen. Da hatten wir am Abend wenigstens etwas zu essen, denn wir schnitten das Leder in kleine Stücke, weichten es im Wasser auf, schabten die Haare ab, klopften sie zwischen zwei Steinen und rösteten sie dann. Am fünften Tage hatten wir ein großes Glück, da war wieder eine Verschanzung, und die Spanier hatten zwei Säcke Mehl vergraben, ehe sie flohen, die fanden wir und schleppten sie vor Morgan, und der verteilte sie an die, welche das Leder nicht vertragen konnten, da habe ich auch wohl ein viertel Pfund Mehl erwischt. Am sechsten Tage mußten wir uns oft ausruhen, denn wir waren sehr schwach, weil wir zu wenig gegessen hatten, da fanden wir aber eine Scheune, die war voll Mais, der noch im Kolben war. Da stopfte sich jeder sein Hemd über dem Gürtel voll, daß er aussah wie eine Rübe mit zwei Wurzeln, und dann aßen wir den rohen Mais im Marschieren, denn wir dachten, wenn wir uns mit Kochen aufhielten, so würden wir immer schwächer und könnten nachher nicht mehr unseren Mann stellen, wenn es ans Arbeiten ging, denn beim Schießen ist es schlimm, wenn der Arm nicht ganz fest ist. Jetzt konnten auch die Kähne nicht mehr weiter, da mußten wir alle gehen. Am siebenten Tag morgens schoß jeder seine Büchse ab, putzte sie ordentlich und lud sie neu, aber wir kamen erst nach Cruz; da waren die Leute auch geflohen und hatten alles angesteckt; es brannte noch, wie wir kamen, und die Flibustier lachten und glaubten, sie könnten ihr Fleisch bei dem Feuer braten, aber es waren nur noch ein paar Hunde und Katzen da, die aßen wir. Am achten Tage hielt Morgan morgens Musterung, da waren wir noch elfhundert Mann, und nun wurde es gefährlich, denn von Cruz bis Panama ist jenseits der Wasserscheide der Weg so eng, daß oft nur zwei Mann nebeneinander gehen können. Wie wir in dem Engpaß waren, kamen plötzlich viele Pfeile von oben, und etwa zehn Mann wurden getroffen, aber man sah oben nur Sträuche und Bäume. Da schossen wir auf Geradewohl nach der Richtung und schossen zwei von den Indianern herunter, die anderen flohen, und wir zogen weiter. Vor dieser Stelle hatten wir Furcht gehabt, denn wenn die Spanier nicht solche Angst hätten, so hätten hundert Mann uns hier alle zusammenschießen können. Aber nun wurde es sehr schlimm, denn es kam ein kalter Regen, und wir waren fast ganz nackt, weil die Dornen uns alles zerrissen hatten, und des Nachts deckten wir uns mit Gras und Laub zu, wenn das auch naß war, daß wir die Wärme im Körper be-

hielten. Hier war es aber, wo mich Morgan zuerst in seine Macht bekam. Denn es war ihm ein Pfeil durch den Fuß gegangen; wir waren doch alle barfuß, und unten war die Spitze abgebrochen, und wie er ihn herausziehen wollte, da brach auch das obere Ende ab. Da mußte ich mich auf allen Vieren niederknieen, und er setzte mir den Fuß auf den Rücken, steckte einen Ladestock in die Wunde und schlug mit einem Stein darauf, daß das Stück von dem Pfeil, das in der Wunde steckte, herauskam. Dann wickelte er erst saubere Blätter um den Fuß und zerriß sein Hemd und verband ihn damit, und weil er nicht gehen durfte, wegen der Entzündung, so hüpfte er auf einem Bein und stützte sich auf mich. Das war sehr anstrengend für mich. Am neunten Tage schossen wir wieder die Büchsen ab und luden sie neu, wegen der Nässe, dann kamen wir in die Ebene. Da sahen wir Vieh und einige Spanier zu Pferde. Die Männer flohen, und wir machten uns an die Rinder, zogen sie ab und zerschnitten sie; aber Feuer durften wir nicht anzünden, denn einer war auf einen Baum gestiegen und hatte die Türme von Panama gesehen. Da schrien wir alle vor Freude, und die Spanier waren ausgerückt und schrien auch, und wir aßen unser Fleisch roh. Da wurden wir satt, und obwohl es noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang war, legten wir uns doch hin und schliefen, denn wir wollten frisch sein für den Kampf. Und die Spanier hatten die ganze Nacht durch Wachtfeuer. Am anderen Morgen führte uns Morgan einen versteckten Weg; wir beide gingen immer voran, er war auf mich gestützt und hüpfte, und wir kamen auf einen Hügel und sahen unten die Spanier. Die schickten zuerst zweitausend wütende Stiere gegen uns, und dann ihre Reiterei, und Morgan, der seinen Ort ausgewählt hatte, schickte ihnen nur zweihundert Flibustier entgegen. Die Stiere und Reiter gerieten in einen Sumpf, das hatte Morgan gewollt, und die Flibustier schossen, und jeder traf immer seinen Mann; da waren nach einer halben Stunde nur noch etwa fünfzig Reiter übrig, die flohen; und gegen die Stiere liefen einige Mann, die ihre Lumpen in der Luft schwenkten und schrien, und so wendeten sie die Tiere zur Seite, daß sie immer weiter fortstürzten und zuletzt nicht mehr von ihren Leuten eingeholt werden konnten. Wie die Fußsoldaten das sahen, hatten sie einen großen Schreck, schossen ihre Gewehre in die Luft und liefen fort, und die Flibustier liefen hinter ihnen her und schossen viele tot, namentlich zielten sie auf die Mönche, die bei den Soldaten waren; Gefangene aber machten sie nicht, denn das hatte Morgan verboten, sondern wenn einer sich ergeben wollte, so wurde ihm der Hals abgeschnitten, um Pulver zu sparen. Die Spanier waren im ganzen dreitausend Mann stark gewesen, und wir hatten nur zwei Tote und zwei Verwundete, die Spanier aber ließen sechzehnhundert Mann auf der Strecke. Das ist schwer zu glauben, aber die Flibustier hatten die Meinung, daß ihnen alles glückte, wenn Morgan sie anführte. Morgan aber spuckte seinen Priem aus und steckte seine Pfeife an, denn damals rauchte er nur, wenn Gefahr war, und das Priemen war er gewohnt von der Zeit her, wo er noch Matrose gewesen war. Jetzt raucht er, weil ihm das Pulver die Backen fortgerissen hat, aber er kann nicht ordentlich ziehen, deshalb ist die Pfeife immer kalt, aber er merkt es nicht. Er sagte, jetzt

müßten wir gleich auf die Stadt losgehen, ehe sich die Feinde wieder sammelten; und auf allen Hauptstraßen hatten die Spanier Barrikaden von Mehlsäcken gemacht und hatten Kanonen dahinter, aber wir gingen durch eine Nebenstraße in die Stadt und fanden alles leer, bis wir auf den Marktplatz kamen, da standen Kanonen, und eine wurde losgeschossen und tötete fünfundzwanzig Mann; die andern aber wurden nicht mehr abgeschossen, denn wir schnitten der Bedienung gleich die Kehlen durch. Nun hatte Panama siebentausend Häuser und allein acht Klöster, und alles Gold und Silber aus Peru wurde nach Panama gebracht, ehe es nach Spanien ging, dazu waren allein zweitausend Maultiere da. Deshalb war die Stadt sehr reich, aber die Spanier hatten alle ihre Schätze in den Kellern oder sonstwo vergraben. Deshalb war es die Hauptsache, daß wir die Spanier fingen. Zuerst streckten wir sie auf Heuwagen, wir banden sie mit den Füßen an der Scheere fest, wickelten ihn das Heuseil um die Handknöchel und zogen sie von hinten mit der Winde lang. Aber dabei starben viele, ehe sie gesagt hatten, wo sie ihre Schätze hatten, weil wir zu hastig waren, deshalb erfand Morgan, daß wir sie schnürten und mit den Füßen über Feuer legten, da gestanden sie, und wenn welche starben, so starben sie nachher, und das war uns ganz recht, denn wir konnten so viele überflüssige Esser nicht gebrauchen.
Und damals geschah die Geschichte mit der Spanierin, die wir eben hier nach vierzig Jahren unvermutet wieder getroffen haben. Sie war damals vierzehn Jahre alt und das schönste Mädchen, das ich gesehen habe, und ich verstehe mich darauf, denn mir sind nachher noch viele Mädchen durch die Hände gegangen, denn ich habe Morgan mit meiner Arbeit ernährt, wie er blind war. Sie war in einem versteckten Landhaus gefangen, das über zwei Stunden von Panama entfernt war, wo ihre Eltern sie sicher geglaubt hatten. Wie Morgan sie sah, ließ er sie gleich losbinden und gab ihr drei Negerweiber zur Bedienung und wies ihr ein schönes Haus an, dann mußte ich ihm das Haar schneiden und ihn rasieren, und er zog eine goldgestickte Uniform an und Stiefel. Sie lachte immer und sagte, ihre Leute erzählten, die Flibustier seien Teufel und keine Menschen, aber wir wären doch sehr gutmütig und ließen jedem seinen Willen nnd wären eben solche Menschen wie die Spanier. Damals sang sie auch oft zur Guitarre das Lied, das sie hier sang, und Morgan saß stumm zu ihren Füßen und hörte zu, denn er schämte sich zu sprechen, weil seine Stimme durch das viele Trinken und Schreien und die vielen Erkältungen sehr häßlich war, denn auch sonst war er für ein Mädchen nicht schön, weil er kurz und breit war und lange Arme mit breiten Händen hatte und kurze Beine, und die Uniform paßte ihm gar nicht. Die Flibustier schimpften untereinander über ihn, daß er sie aus Verliebtheit in Panama zurückhalte, bis ihnen die Spanier auf den Hals kämen, aber es wagte ihm keiner etwas zu sagen. Morgan ließ ihr durch eine Negerin sagen, daß er sie heiraten wollte und mit ihr nach England gehen und vornehm leben, denn Morgan war ein Schlauer, der sein Geld vergrub. Wie er kam, sagte sie ihm, er sei ein Hund und solle nicht zu ihr kommen. Da schickte er die Negerweiber fort und war allein mit ihr und wollte sie küssen, sie aber zog einen Dolch

und stach ihn, und wußte Bescheid und stach von unten nach oben, so daß sie ihn beinahe getötet hätte. Da ging er fort, ließ an ihre Eltern schreiben und ließ sie auslösen für dreißigtausend Piaster. Und seit der Zeit hatte er keine Freude mehr am Flibustierleben. Denn dann machte er den Betrug und betrog uns alle, denn er sagte, es solle jeder seine Beute auf einen Haufen bringen, und er wollte abschätzen und teilen, und da behielt er heimlich das meiste. Viele sagten untereinander, sie wollten ihn totschlagen, aber ihm ins Gesicht machte keiner Vorwürfe; ich selber habe damals ganz gut verdient, denn es waren mir wohl hundert schuldig, die bezahlten und ich bekam fast alles, was auf ihr Teil gefallen war.«
Wie der Reeder seinen Bericht geendet hatte, schwiegen die anderen eine Weile, Dann sprachen einige ihre Zweifel aus, ob der Jude nicht für seine zwei Schillinge gelogen habe, denn viele behaupten auch, daß Morgan damals gleich gehängt worden sei, wie er nach England kam. Zuletzt aber meinten sie alle, daß die Erzählung jedenfalls außerordentlich sei, was den Marsch von San Lorenzo nach Panama betreffe, auch wenn sie gelogen sei, und daß der Reeder zwei Schillinge ganz gut für sie habe bezahlen können.

MAX MELL: DAS LANDGUT DES BARON SCHNEBEL; EINE NOVELLE

Ausflügler, die das schmale Tal passierten, etwa um in der Wirtschaft am Ursprung des lärmenden Baches im feuchten Laubwald zu sitzen, blieben ganz gewiß stehen und sahen zwischen den zwei weißen gemauerten Torpfeilern, die von Sandsteinvasen gekrönt waren, auf das Herrenhaus am Ende der kurzen alten Lindenallee. In manchem rührte der Anblick etwas Sehnsüchtiges auf. Nur Turnvereine pflegten singend und unbekümmert vorbeizuziehen.
Zwischen den zwei nicht hohen, aber ganz mit Laubwäldern bestandenen Bergzügen sah das Landgut des Reichsfreiherrn von Schnebel wie hineingesenkt aus. Von der Straße führte eine Balkenbrücke über den lautrauschenden Bach den Fahrweg hinein. Mit einem vollen Blick dahinein die Möglichkeit künftiger Träume zu vermehren mochte schon etwas sein; aber der Baron Schnebel hatte den größten Zauber der Besitzung empfunden: seine Jugend wußte er mit dem Bilde dieser Landschaft untrennbar vereinigt. Denn nach Kindesart hatte er allen Gegenständen, allen Plätzchen und besonderen Stellen Sinn, ihre besondere seelische Bedeutung gegeben, die nicht durch Worte aufzulösen war. So verharrte in seinem Gedächtnis der freie Kiesplatz vor dem Herrenhaus immer in brennender Julisonne, und man konnte zugleich in das offene wappengekrönte Haustor hineinsehen, wo der steinerne Rahmen und dann die halbgebrochene Dämmerung über den Fliesen Kühlung verbürgten. Man konnte nicht an beiden Orten zugleich sein, sondern der Reiz der beiden in Eins bindend empfand man nicht Hitze noch Kälte, sondern sah sich selbst ganz fremd stehen und schauen. Wieder ein ähnliches Gefühl hatte man hinter dem Herrenhaus: hier stand man im Schatten der schlichteren, irgendwie feuchteren Rückfront des Hauses mitten im Laufen, mitten im Spielen wie gebannt still und sah unter Nußbäumen und Hollunder die Stallungen und Remisen und den Brunnen liegen, schattengefleckt, mit dem unbewachsenen Boden, auf dem manchmal Strohhalme und Heubüschel noch nicht weggekehrt waren, oder vergessene grüne und blecherne Gießkannen, eine umgeworfen, und einen Rechen und einen Schubkarren mit welkendem Unkraut gefüllt; und jeden Augenblick konnte die weiße Bluse des Gärtners, aufblickend in einigen Sonnenflecken, von drüben her sichtbar werden. Dies hatte alles den gefährlichen, lustvollen und doch peinigenden Reiz von etwas Halbem, es war vornehm und zeigte Spuren von niedriger Tätigkeit. Und da lag der kleine Küchengarten, drei längliche lockere Beete mit den fetten und glänzenden und matten Blättern; die Beete lagen in ungleicher Höhe, denn dahinter stieg gleich der steile Laubwald auf, in dem man die Serpentinenwege wußte, endlos, bedeckt mit verjährter Laubschicht bis zu der versteckten Gloriette oben aus Birkenprügeln, die sich vielfach lösten. Und solchen gleichsam schaukelnden Reiz fand der Knabe auch in den Gebüschen, die die weiße Umfassungsmauer innen begleiteten, Geißblatt warf sich darüber, Teufelszwirn, unter dem Sturz harter Gerten ausgehöhlt und lauschig, sah struppig auf die Straße. Nachbarwiesen, Fahrstraße, der tiefe laute Bach, und das überflogen von Schmetterlingen,

gab etwas, was man im Verstand allein nicht fassen konnte. Ein reines Zentrum aber war das Herrenhaus; mit den fünf weißen Fensterstöcken und =läden in der Front, mit der grauen Friesplatte unter jedem Fenster, auf der Amoretten zwischen Rankenornamenten spielten. Doch sowie man das Haus betreten hatte, drängten sich einem auch hier Gegensätze auf, die darauf harrten, sehnsuchtsvoll verbunden zu werden. Das Stiegenhaus schien die Schatten zwischen den unteren, dunklen, gewölbten Räumen, deren Fenster von bauchigen Gittern geschützt waren, und den hellen wohnlichen Zimmern des ersten Stockwerks zu verteilen. Irgendwie trug man dies mit sich, im selben Schritte mit dem man mehrere Stufen nahm, oder oben in zwei Zimmern, wo man niedriger hängenden Lampen ausweichen mußte; oder wie man die Fenster schloß; alle diese immer wiederholten Bewegungen, die das Gut einem aufgezwungen hatte, waren so geblieben in den Gelenken, wie die Morgen sich unvergeßlich einprägten, da alles in silbergrau tauigen Schatten lag — das Gut sah gegen Westen — oder die Abende, da das Lallen des Baches etwas Fieberhaftes annahm und die Zimmer sich den gelbroten Fluten des Lichtes hingaben. Als Kind und als Knabe hatte der Freiherr alle diese Gegensätze lebendig gefühlt, und die Sehnsucht, sie in irgend einem hohen Moment in sich vereinigt zu erleben, bewirkte, daß er vom Leben nichts als diese eine Erfüllung erhoffte. Allein all=mählich mußte sich eine solche traumselige Empfindungsweise verlieren; Reiten, Jagen, Spazierenfahren, Fechten begannen den Tag des jungen Mannes auszu=füllen; er wußte, dies waren die Wohnungsräume, dies die Wiesen, die sich rechts und links von der Lindenallee breiteten, und dies seine künftigen Untergebenen; und während sich das Gedächtnis mit festen und härteren Erinnerungen beladen mußte, an Streit, an Unterredungen, an Schrecken, an Störungen, verglommen die Halbgefühle aus der Kinderzeit und ordneten sich einer starken Liebe zu der Be=sitzung unter, höchstens daß sie in dem traumhaft Trunkenen des Wiedersehens nach einer langen Entfernung flüchtig herauf gespült wurden.

Emanuel Reichsfreiherr von Schnebel war jetzt 72 Jahre alt, seine hohe elastische Gestalt aber war ungebeugt und die blauen Augen leuchteten in dem alten glatt=rasierten Gesicht lebendig und stark. Er war in den Diensten der verstorbenen Kaiserin Augusta gestanden, hatte ihr Vertrauen in hohem Grad genossen, und noch zuletzt während ihres einjährigen Siechtums gehörte ihm täglich ihre beste Stunde. Da durfte er zu ihr kommen und in seiner kurzen, eindrucksvollen, auch in ge=legentlichen satirischen Einfällen immer gerechten Weise von den Ereignissen des Hofes und der Welt erzählen. Sie war klug und er war gerecht; so war sie seine gnädige Herrin geblieben bis in die letzte Zeit. Drei Tage vor ihrem Tod war die letzte dieser guten Stunden gewesen. Danach hatte er den Hofdienst verlassen, und darüber vergingen Jahre. Er hätte ja bleiben können, wenn er sich entschlossen hätte, mit den Menschen kleinen Formats und großer Arroganz sich zu vertragen, die der Kaiserin manchmal das Leben schwer gemacht hatten, und sich jetzt noch breiter machen konnten, wie große Blätter des Unkrauts. Aber nach zwei Tagen der Krisis zog es der Baron vor, auszuweichen.

Jetzt wohnte er mit seiner Frau im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Landgut. Die Baronin Schnebel, zwölf Jahre jünger als ihr Mann, war in der Gesellschaft hochangesehen; es war nicht nur ihr Name, der bei allen Aktionen der Wohltätigkeit genannt wurde, auch ihre Tätigkeit war unermüdlich und ihr Takt bei allen den vielen Sitzungen und Beratungen humanitärer Angelegenheiten fehllos. Ihr Verkehr bestand aus den vielen älteren Damen, deren Tätigkeit sich in der gleichen Richtung bewegte; sie war kinderlos, und dieselbe Ursache hatte viele ihrer Freundinnen zur Wohltätigkeit gebracht, oft aber auch Langeweile, Ehrgeiz, und nur selten innerlicher Beruf; und die schönen Frauen der Gesellschaft schlossen sich an, wenn sie sich verblüht vorkamen und die Epoche, da ihnen alles huldigte, in eine andere übergeleitet werden mußte, in der sie viel und immer dasselbe redeten und sich überflüssig nützlich machen wollten. Der Freiherr ging diesen Damen gern aus dem Wege, ins Kasino, oder irgendwohin auf die Jagd; aber er billigte die Tätigkeit seiner Frau vollauf und überwies ihr öfter eine nicht unbedeutende Geldsumme. Sie legte im Gespräch mit ihm bisweilen auf ihre humanitären Angelegenheiten einen scharfen Akzent, und der Freiherr verstand ihre Herbigkeit; denn als es sich um seinen Abschied vom Hofe handelte, hatte sie alles daran gesetzt, ihn zum Bleiben zu bewegen, und sie verzieh es ihm nie, daß er nicht nachgegeben hatte. Aber er wußte, das Entscheidende in seinem Leben war die Kaiserin gewesen und nicht seine Frau.
Es meldete sich an einem Wintertag bei ihm Herr Heinrich von Dörrfelden. Einige Stunden vom Landgut der Schnebels hatten die Dörrfelden ein schönes altes Schlößchen gehabt; der Besitz hatte dem Baron immer gefallen, oft war er dorthin kutschiert, um den zwei schönen Haustöchtern den Hof zu machen. Wie die verheiratet waren und Heinrich das Schlößchen verkaufte – er war der jüngste, verwöhnt und hatte mit zwanzig Jahren sein ganzes Vermögen auf unsinnige Weise durchgebracht – begann der Freiherr es zu vermeiden, an dem Besitz vorbeizukommen, und als er es nach Jahren doch wieder sah, prankte darauf in verzwickten Goldlettern der Name »Villa Ehrenfreund« und das alte Holzgitter um den Garten war durch einen schmiedeeisernen geschmacklos ornamentierten Zaun in der Stillosigkeit ersetzt, in der man damals auch ganze Häuser baute und sie für »sezessionistisch« ausgab. Heinrich von Dörrfelden aber hatte ein Bureau für Realitätenverkehr eröffnet; sein Name auf der Visitkarte erweckte keine angenehmen Erinnerungen in dem Freiherrn. Heinrich trat ein; er war sehr groß und der bleiche und graublonde Kopf hing aus der Linie seiner Gestalt mit gierigem Ausdruck nach vorn, was bei seinen langen und dünnen Beinen, die in viel zu weiten Hosen staken eigentlich begreiflich schien. Sein Gesicht mit der Adlernase trug eine Mischung von vornehmen und überaus kindlichen Zügen. Seine Sprache war verwahrlost und fiel gelegentlich ins Jüdeln. Da er mit ungemeiner und nicht übertreibender Herzlichkeit den Baron begrüßte und dieser hierfür ein allzuoffenes Herz besaß, kamen sie in eine Unterhaltung über die Jugendzeit, wobei der Freiherr das Wort führte und mit leuchtendem Gesicht, mit langsamen Worten aus genießerischen

Lippen erzählte. Auf einmal bemerkte er auf dem Antlitz Heinrichs einen Ausdruck, der von Kummer und Kampf eingegraben sein mußte; das nämlich starrte auch, wenn er lächelte, aus seinen Augen herauf. Da brach er ab und fragte nach seinen Wünschen. Jetzt kam ein fremder verbindlicher Zug in Heinrichs Gesicht, er setzte sich anders und fragte den Baron, ob er nicht zufällig jetzt sein Landgut zu verkaufen und ihn mit der Leitung des Verkaufs zu betrauen gedenke. Der Freiherr wurde dadurch innerlich unangenehm berührt; er antwortete kühl und geschäftsmäßig, solche Gedanken lägen ihm vollständig fern, und er erhob sich, worauf Heinrich ihn um sein weiteres Wohlwollen bat und sich unbeholfen und unterwürfig verabschiedete.

Natürlich hatte der Freiherr schon an einen Verkauf gedacht. Sein Vermögen fiel an eine Nichte, die in Mecklenburg verheiratet war und das Gut sicher verkaufen würde, weil sie es zu nichts gebrauchen konnte. Und dann ging es aus einer Hand in die andere und wurde verstümmelt. Wie der Freiherr darüber nachdachte, schien es ihm immer wichtiger, für die Zukunft des Familiengutes zu sorgen, daß es nicht in unwürdige Hände käme; und er sprach beim Abendessen mit seiner Frau darüber. »Wenn du es einem Besitzer übergeben willst, der nicht wechselt«, meinte sie, »so hast du nur zu wählen: die Kirche oder eine staatliche Anstalt.« »Die Kirche kommt für mich nicht in Betracht«, entgegnete der Freiherr, »aber«... Er schwieg, die Freifrau von Schnebel rührte ihn am Arme an und in ihr längliches Gesicht mit den langen und unschönen Zähnen kam ein bittender und weicher Ausdruck. Sie sah mit den schwarz- und weißen Flechten ihres kunstvoll aufgebauten Haares und dem dunkelrostroten Kleid und den kostbaren großen Ohrringen feierlich bunt aus. Der Freiherr verstand plötzlich ihre Bewegung. Die Kaiserin Augusta fiel ihm ein, und ihre Huld, und sein Landgut, wie es ins Tal versenkt dalag, leuchtete in seinem Gedächtnis intensiv wie ein Bild auf. »Ich glaub, ich weiß schon, Henriette!« rief er aus, »aber sprich nicht darüber, laß michs bedenken.« Er ging schweigend auf und ab. Sie hatte es erst vor einigen Wochen schmerzlich empfunden, daß eine ihr befreundete Hofrätin für wohltätiges Wirken das goldene Verdienstkreuz erhalten hatte. Es gab noch eine höhere Auszeichnung, die höchste für eine Frau, den Augustenorden, den der Kaiser anläßlich des Ablebens der Kaiserin gestiftet hatte. Der Freiherr fühlte auf einmal, daß er in seinem Leben, welches inbrünstig und treu dem Dienst der Kaiserin gewidmet gewesen, eine Unvollkommenheit übrig ließe, wenn er nicht seiner Frau dieses Andenken an die Kaiserin erränge. Niemandes Frau durfte diese Auszeichnung tragen, wenn nicht seine; und es stand ihm fest, daß es zu erreichen wäre, wenn sie sein Landgut einer Wohltätigkeitsanstalt zur Verfügung stellte und von dieser der Antrag auf Verleihung des Ordens gestellt würde. Als er seiner Frau dies mitteilte, reichte sie ihm mit freudeschimmernden Augen die Hand und bekannte, sie hätte schon lange daran gedacht; sie wüßte auch bereits eine Anstalt, ein Institut für nichtvollsinnige Kinder, wo es ihr laut der Aussage ihres Hausarztes ebenso am Platze wie aussichtsreich schien. Dem Baron war es nun sehr willkommen, so schnell einen Vorschlag

zu hören, während er sich erst umständlich danach umgetan hätte; seiner Frau einen Herzenswunsch zu erfüllen und seine Anhänglichkeit an die Kaiserin noch einmal bewähren zu können, freute ihn zu verbinden, zumal der stille Groll der Freifrau wegen seines Rücktritts sich nun gewiß legen würde. Er war zu hart dazu und hatte in seinem internationalen Leben zu viel gesehen, als daß er eine solche Stiftung um der Wohltätigkeit willen gemacht hätte; und ob das humanitäre Wirken seiner Frau nicht dem Ehrgeiz entsprungen war, wer konnte das sagen, sie war sich selbst vielleicht nicht ganz klar darüber.

Am andern Tage wurde der Direktor jener Anstalt gebeten, bei ihnen vorzusprechen. Er kam; er war ein kleiner korpulenter Herr, glatzköpfig und mit Brillen. Er sprach etwas stoßweise, kurz, aber das Wichtige: er traf den rechten Ausdruck und orientierte die anderen. Er erklärte, seit je wäre sein Ziel Schaffung einer Ferienkolonie für seine Zöglinge. »Bitte: schwachsinnige Kinder!« merkte er mit erhobenem Finger an, »denn wie Sie sagen: nicht vollsinnige, gnädige — Frau Baronin — das wären Blinde auch. Also schwachsinnige. Freilich: bloß bildungsfähige. Ich habe einen, der geht in die Realschule.« Der Freiherr spürte doch ein leises Unbehagen. »Ist denn für diese Kinder ein Landaufenthalt so nützlich?« »Wollen Sie wissen, was er ihnen geben wird, Herr Baron? — Freude. Diese Schwachsinnigen stehen der Natur nahe. Also was tun sie in der Natur? Sie jubeln, sie klatschen in die Hände, reißen sich eine Gerte ab, schälen sie, legen die Wange an den Baum, sagen: kalt. Sie freuen sich. Das ist natürlich verschieden. Sehen Sie: ich weiß von einem schwachsinnigen Burschen, der in Verzückung kam, wenn draußen Wind ging; dann lief er hinaus in den Wind. Er hat sich in der Lüneburger Heide, dort lebt er, in der Nacht in den äußersten Sturm hinausgestürzt. Unter einem Baum hat er sich aufgestellt, wo es brauste! Verzückt, wie ein Prophet.« Der Baronin gefiel das, sie sah erfreut auf ihren Mann. Sie kamen auf die Absicht des Freiherrn zu sprechen. Der Direktor erbot sich, ein Promemoria abzufassen: es wäre darin dargelegt, daß sich die Freifrau mit dem Plan jener Stiftung trage und nach dem Ableben ihres Mannes das Gut jener Anstalt überweisen wollte; seine Zustimmung sollte darin ausgesprochen sein. Im Hinblick auf diese Absicht sollte das Promemoria die Verleihung des Augustenordens an die Baronin beantragen. Der Direktor fragte, ob sie ein bindendes Versprechen notariell hinterlegen möchte: sie schien geneigt dazu, aber der Freiher hielt es für unnötig. Auch dem Direktor erschien es nicht unbedingt erforderlich, und mit der Bitte, sie möchten seine Anstalt in nächster Zeit besichtigen, empfahl sich der Direktor. Der günstige Eindruck, den er gemacht hatte, sowie jenes poetische Detail halfen dem Freiherrn über die wenig angenehme Vorstellung schwachsinniger Kinder hinweg. Sie ließen inzwischen auch keine Gelegenheit vorübergehen, einflußreiche Personen für die Verleihung des Ordens günstig zu stimmen, und überall erzählten sie von dem Schwachsinnigen im Sturm, ohne jedoch die Anstalt zu besuchen. Der Baron fuhr noch im Winter einmal mit dem Direktor auf das Gut und zeigte es ihm; er war entzückt davon, und nun versprach der Freiherr ihn auch einmal aufzusuchen. Er hatte sich aber bei diesem

Ausflug stark erkältet und war daher den ganzen Vorfrühling leidend; sowie das Frühjahr kam, zogen sie auf das Gut. Und dann traf eines Morgens im Juni die Depesche vom Direktor ein, die heutige Nummer der offiziellen Zeitung verlautbare die Auszeichnung der Baronin mit dem Augustenorden und er sende seine ergebensten Glückwünsche. Sie weinte vor Freude wie ein Kind; und der Freiherr war zufrieden, daß die Sache günstig erledigt war, schloß auf eine freundliche Erinnerung, die der Kaiser ihm bewahrt hatte, und empfand heftige Sehnsucht nach der toten Kaiserin. Sie fuhren zusammen im Wagen in ihre Stadtwohnung; um die Mittagszeit, als sich bei der Baronin schon einige Gratulationsvisiten telephonisch angesagt hatten, fuhr der Freiherr in die Anstalt, um dem Direktor persönlich für die Intervention zu danken.

Die Anstalt war ein weitläufiges Gebäude in einer schmutzigen und häßlichen Vorstadt. Während der Freiherr durch die Gassen fuhr, spürte er, wie der blaue Junihimmel Erwartungen wachrief, die durch die Häuserreihen nicht befriedigt wurden; es fehlte unbedingt etwas Grünes. Der Freiherr wurde in das erste Stockwerk geführt in die Direktionskanzlei. Der Direktor strahlte und war voll Dankbarkeit. »Wollen Sie gleich die Anstalt besichtigen?« Der Baron erklärte sich zu einem Rundgang bereit, wenn er nicht viel Zeit beanspruchte. »Ich will Ihnen sofort einen Zögling vorführen, Herr Baron; er lernt da nebenan.« Er öffnete die nächste Türe und hieß Fritz eintreten. Fritz war ein hochaufgeschossener Junge, der dem etwas ängstlich gewordenen Baron nicht mißfiel; er verbeugte sich artig und sah mit kleinen Augen auf den Direktor, der einige Fragen an ihn richtete. Fritz antwortete ohne Befangenheit, aber man merkte seinen langsamen und deutlichen Worten an, daß seine Natur viel zu schwach war, sie mit Bewußtsein zu produzieren; er schien durchaus belehrt, stand da die Hände über der Magengegend und zupfte an den Fingernägeln, man hörte manchmal das Knipsen. Der Freiherr fragte ihn einiges; Fritz wandte sich jedesmal mit einem sich erkundigenden Gesichtsausdruck an den Direktor, der die Frage wiederholte, dann antwortete der Bursch. Er wurde entlassen, der Freiherr lächelte befreit und fuhr sich über die Stirn; der Direktor führte ihn nun über den Gang zu den Klassen, die sehr klein waren, und jede nur drei bis vier Schreibpulte enthielten. Ein Lehrer wurde beauftragt, in eine der Klassen einige Zöglinge zu schicken. Der Baron stellte sich mit dem Rücken zum Fenster. An den Wänden hingen Abbildungen für den Unterricht. Der Direktor erklärte die Ursachen der Schwachsinnigkeit: Verwandtenehe, oder Unfälle, oder greuliche Krankheiten der Eltern, oder Melancholie der Mutter. Der Baron spürte, daß das Haus sehr unfreundlich war; er sah in den Hof und erkannte, daß jetzt keine Sonne in die Zimmer fiel, offenbar kam sie erst zu andrer Zeit, und während er sich hierüber nach dem Schatten im Hofe zu orientieren trachtete, schoben sich zwei erwachsene junge Menschen herein; der erste, rundlich, mit spitzem kurzgeschorenen schwarzen Kopf, trat auf den Freiherrn zu, gab ihm die feuchte Hand und sagte laut: »Emil Koch ist mein Name«. »Emil ist gutmütig, weiß aber viele Schimpfwörter«, bemerkte der Direktor. Emil Koch, die Hände an den Klappen der Rock=

taschen mit zu kurzen fetten Fingern ein- und ausbiegend, kniff die Augen beschämt ein und lachte, wobei sich zwei symmetrische Lücken in den Oberzähnen zeigten Inzwischen hatte der andere über Emils Schultern aus einem Raubvogelgesicht mißtrauische und doch gedeckte Blicke wie Stacheln auf den Freiherrn geworfen, und wandte sich sofort wieder mit einer großen Geberde, als wenn er sagen wollte: »was liegt mir daran«, ab; kam dann wieder so schleichend heran und drehte sich wieder so rasch weg. »Emil ist eine Zangengeburt«, erläuterte der Direktor und faßte den Belustigten am Kopf, »da oben sieht man noch die Eindrücke von der Zange, links wurde der Schädel beschädigt, daher ist Emils rechte Seite gelähmt.« Er wies auf seine Hüftenlinie. Da öffnete sich wieder die Türe, und da kam es heran: wie eine Krabbe ein junger Bursch, mit gelbem Spitzkopf, ein Spaniole, die Beine weit auseinander beim Stapfen, als ginge er in einer schweren Flüssigkeit. Er war grünlichbraun angezogen, die gebogenen Arme hatte er immer oben mit den flachen Händen, mit denen er jetzt den Direktor antastete. »Der hat bei uns gehen gelernt und reden«, sagte der, »sag einmal: ich.« »I—hh« arbeitete es sich aus der Brust herauf. »No ordentlich!« »I—chch!« seufzte es energisch. Und da zog der Direktor ein kinderkleines Weib näher, sie hatte die reifen jungen Formen ineinandergezogen, mit einem äußerst eingebildeten Ausdruck im Gang; das zurückfrisierte Haar auf dem spitzigen Kopf war wie schmutziges Stroh gefärbt. »Sie ist eine Infantilistin, Herr Baron. Sie ist klein geblieben. Sie hat aber eine sehr schöne Stimme.« An der Tür stand noch eine Wärterin mit einem kleinen Knaben. »Sing einmal, Emma.« Sie schielte blinzelnd den Baron an, sah aber gleich weg und begann ohne Scheu: »Soldaten, frisch...« »Das ist kein schönes Lied, ein anderes!«

»Vorüber ist des Winters Nacht,
Die Sonne scheint, der Lenz erwacht,«

schrie sie. Der Stachelblick über die Schulter Emils traf den Freiherrn und zog sich zurück; der Spaniole tappte gegen den Ofen, schwer und wie etwas was über ihn hing abwehrend. Emmas Oberlippe zog sich tierisch vor und ein. Der Direktor selbst mit seinen glänzenden Brillen und seiner Vertraulichkeit zu den Zöglingen schien sich von ihnen nicht zu unterscheiden. In diesen Menschenklumpen sah der Baron hinein wie in das Nest wimmelnder Insekten. Er wollte etwas sagen. »Der kleine Bub ist doch nett?« sprach der Direktor. »Na, Pepi, bist du ein Spitzbub?« »Spitzbub,« sagte der Kleine. »Er hat die Echolalie. Er widerholt immer das letzte Wort, das man zu ihm spricht. Wo hast du die Nase?« »Nase,« und griff sich unters Auge. Die Wärterin, klein, schwarzhaarig und helläugig, korrigierte ihn. Der Freiherr erpreßte sich ein Wort. »Wie heißt denn du?« »Du,« sagte der Kleine. Dem Freiherrn schien es, als müßte er blutige Augen haben, als er den Direktor anblickte; »genug,« sagte er heiser und ging, die Wärterin beiseite schiebend, hinaus. In der nächsten Klasse stand ein Mädchen mit den plumpen Formen der vierzehnjährigen, stumpf zu einem Sessel gekehrt. Der Direktor liebkoste ihr im Vorbeigehn das Haar, sie barg grunzelnd vor Vergnügen ihren Kopf an seiner

Brust. Der Freiherr hörte das noch und war schon draußen. Er setzte den Hut auf und lief schnell die Stiege hinunter. Der Direktor, korpulent und langsam, keuchte ihm nach. Der Freiherr reichte ihm unten nur die Hand, trat auf die Straße und warf sich in seinen Wagen. »Zur Statthalterei.« Er sah auf der Straße ein kleines Mädchen, an dem ein Hund hinaufsprang. Er verstand aber noch nicht, wie er es ansehen sollte. Es war ihm wie wenn er nach langem Eislaufen wieder auf festen Boden stehen sollte.

Der Wagen kam über freie, alte, sonnige Plätze. Jemand grüßte, er schien dem Freiherrn, daß es Heinrich von Dörrfelden war. Der Wagen hielt, der Freiherr ging in die Statthalterei. Die alten Diener grüßten, Beamte gingen im Gespräch über die Gänge, jung und gut aussehend, blond und mit Kneifern. Der Statthalter hätte keinen Empfangstag, hieß es. Der Freiherr schickte ihm dennoch die Karte. Sie hatten sich vor Jahren flüchtig gesehen, er wurde vorgelassen. Der Statthalter saß an seinem Schreibtisch, die Sonne schien prächtig herein. Er erhob sich, eine hohe schöne Gestalt, mit breiter Brust. Der Freiherr sah vor ihm etwas älter, aber nicht kleiner aus. Die Beiden sahen sich einen Moment scharf an. Die Begrüßung und die Glückwünsche des Statthalters waren sehr herzlich. Er sprach über den Wert und die Höhe der Auszeichnung. »Sie sind ja noch gesonnen —« meinte er zuletzt forschend, »oder ist es der Grund ihres Besuches —« »Allerdings würde ich es jetzt vorziehen«, erwiderte der Freiherr hastig, »der Anstalt eine hohe Geldsumme zur Verfügung zu stellen.« Der Statthalter sah ihn mißvergnügt an, schlug einigemale mit der Hand leicht auf einen Stoß Papiere, und meinte gedehnt, erwünscht wäre wohl das Landgut; dieser Vorschlag wäre durch Auszeichnung gleichsam approbiert worden; die günstige Wahl dieser Stiftung hätte viel dazu geholfen; und jetzt nachher sich zu besinnen, wäre so merkwürdig, daß es in Hofkreisen aufs äußerste verstimmen müßte. »Ich hab dort vielleicht nicht viel zu verlieren,« sagte der Freiherr zwischen den Zähnen. — »Der Antrag ist durch meine Hand gegangen«, antwortete der Statthalter scharf betonend, »überlegen sie sichs, bitte, Baron!« Der Statthalter erhob sich. Er möchte sich vielleicht zu Hofrat Knauer bemühen. Der Freiherr kam sich auf einmal wie Heinrich von Dörrfelden vor, wie in einem angstvollen Traum schritt er über die sonnegestreiften Parketten und erblickte das Kaiserbild und eine lichte Fensterspiegelung darüber.

Hofrat Knauer saß in Dampfwolken einer ordinären Zigarre eingehüllt, und seiner größten Liebenswürdigkeit merkte der Freiherr sehr deutlich an, daß sie äußerlich war. Schon das etwas rasselnde Organ, das aus der vierschrötigen Figur kam, war zu wahrer Konzilianz nicht brauchbar. Der Freiherr fühlte seine Rücksichten schwinden und nachdem er wortlos die Gratulationen hingenommen hatte, begann er: es paßte ihm momentan besser, der Anstalt eine Geldsumme zu übermachen; und er empfand es als unfein, aber durch die Situation erzwungen, daß er eine niedrigere Summe nannte als er vor dem Statthalter gesagt hatte. Der Hofrat meinte hierauf erstaunt, »aber daran ist doch gar nicht mehr zu denken! Pure Unmöglichkeit!« und diese Wendung fand der Freiherr widerwärtig und fragte

kurz, ob denn das Promemoria eine solche Änderung ausschließe? Der Hofrat stand auf, stützte sich auf den Schreibtisch, schnaubte, stöberte mit flacher Hand in den Papieren und ergriff die Löschblattschaukel; dann ließ er sich den Akt bringen, setzte sich wieder und fand allerdings, daß ein unterschriebenes Versprechen nicht vorlag; »dazu,« merkte der Baron sofort an, »ist es in der Verleihung nicht ausgesprochen, daß diese spezielle Äußerung der Wohltätigkeit so hoch angerechnet wurde; meine Frau hatte auch andere Verdienste und wir haben auch andere Schritte eingeleitet als durch die Anstalt.« Das Gesicht des Hofrats nahm einen Ausdruck an, der halb pfiffig, halb erstaunt war. »Ah so...« sagte er und kratzte sich auf der Wange. Der Freiherr empfand, daß er die Bedenken dieses Menschen nicht abwarten konnte, denn die würden ihn entweder als Geschäftsmann oder sogar als Gauner behandeln. Er lachte kurz auf und sagte: »Ich empfehle mich.« Der Hofrat erklärte sofort mit der höchsten Artigkeit, zu der er freilich schnaubte, er wollte dem Direktor telephonieren, der wäre in einer Viertelstunde zur Besprechung da. Er rief den Diener und schickte ihn sofort weg, den Direktor zu verständigen. Allein der Freiherr, ungeduldig dazwischen redend, lehnte ab zu bleiben und ging. Zurückzunehmen war es nicht mehr. Und wenn er alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte, und den unangenehmsten Menschen die Gründe des Austausches mit aller Wahrhaftigkeit dargelegt hätte: so tat er seiner Nichte weh, der er das Erbe beträchtlich verkleinerte; tat vielleicht seiner Frau weh, indem er ihr den Freudentag verbitterte. So fand er sich mit dem Widerstand ab, den er in der Statthalterei gefunden hatte und der seinen Grund nur in der Bequemlichkeit der Herren hatte und allenfalls in der niedrigen Neigung, alle Menschen für schmutzig zu halten; auch merkte er, daß er nur an sich gedacht hatte und nicht an seine Frau. Das reute ihn ein wenig, und während der peinliche Eindruck in der Anstalt allmählich zurücktrat und fester wurde und damit manches von seinem Widerlichen verlor, machte er gutmütig alles mit, was der Nachmittag brachte. Er begrüßte die älteren Damen, die einander im Salon ablösten, las die Depeschen und zeigte sich glücklich bei der Überbringung der Auszeichnung. Am Abend kam er in durchaus angeregte Stimmung, belustigte sich heimlich darüber, wie seine Frau immer die gleichen Worte für die Gratulanten gebrauchte und sich eine neue Haltung gab; und beim Souper in einem kleinen Kreis von Bekannten unterhielt er sich sehr gut und hatte selbst endlich wieder Freude an der Auszeichnung.

Am andern Morgen brachten alle Blätter die Nachricht von der Schenkung des Landgutes. Die Notiz war so hübsch abgefaßt, daß die Freifrau eine kindliche Freude an den Tag legte; der Baron merkte natürlich, daß die Nachricht von der Statthalterei ausging, um ihn ja festzuhalten. Offenbar war man dort der Meinung gewesen, er hätte, nachdem er erreicht, was er wollte, sein Versprechen nicht einhalten wollen. Das amüsierte ihn bloß. Da die Baronin in der Mittagszeit ihren Dankbesuch beim Statthalter machen sollte, schärfte er ihr ein, sofort zu betonen, welche Freude es ihr machte, das Landgut diesem Zweck zugeführt zu wissen. Als dieser Besuch gut erledigt war, ohne daß die Baronin etwas Auf-

fallendes zu berichten hatte, ließ der Freiherr seiner Frau den Wagen zurück, damit sie noch weitere Visiten erledigen konnte, er selbst fuhr mit der Bahn voraus aufs Land.

Als er einen kleinen Ort durchschritten hatte und in der reinen Luft die Straße verfolgte, die ihn ins Tal führte, sah er während der regelmäßigen Bewegung des Ausschreitens, die ihn beruhigte, ein, daß diese Hast der letzten Tage nichts anderes war als so ein Aufruhr des Lebens, wie er ihn zuletzt bei seiner Verabschiedung vom Hofdienst empfunden hatte. Er wußte schon im voraus, daß dies alles verging und in der Erinnerung vernarbte. Er erlebte eben dasselbe wie damals, als der Hofstaat der Kaiserin aufgelöst wurde und es keine Stellen am Hofe mehr gab, die von Menschen nach dem Geschmack der Kaiserin bekleidet wurden. Was galt es ihm, was dort nun vorfiel, und was lag daran, wie sein Gut nach seinem Tod aussah. Wenigstens einigermaßen war er jeder Sorge enthoben; und hatte dafür noch in seinen letzten Jahren das letzte Stück einer vergangenen Epoche sich errungen und damit seine umwandelbare Dienstbarkeit gegen die hohe Frau bewiesen. Mochte jene andre Zeit heraufkommen, sie war nicht aufzuhalten. Der Freiherr stellte sich das Tappen des Spaniolen über die Brücke vor, sah die Infantilistin an einem Fenster stehn und singen: »Soldaten, frisch...« Er lachte, weil ihm einfiel, sie deshalb Infanteristin zu nennen. Der Kleinste konnte eine Echo ausfindig machen und es für eine verborgene Schwester halten. Er war sehr lustig über diesen Gedanken. Die Kaiserin hätte ihn wohl erstaunt angesehen mit einem »Aber Schnebel«. Er sagte sich: wie schade, daß sie diese Ordensverleihung nicht erlebt hat! und lachte, denn der Orden war ja ihres Ablebens wegen gestiftet. Auf der Gloriette oben im Wald mochte einer im Wind stehen, verzückt, wie ein Prophet! Er sah das Gut von diesen Geschöpfen besetzt, die alle noch — was doch waren? richtig, bildungsfähig! In heiterer Stimmung betrat er das Gut, war sehr zum Witzeln aufgelegt. Der Schatten des gegenüberliegenden Berges, dessen Laubbäume ein wundervoll verdunkeltes junges Grün hatten, stand schon bis zur halben Höhe des Herrenhauses. Der Baron setzte sich in den Rohrsessel unter dem einen Nußbaum, ließ sich von der Wirtschafterin ein Tischchen herausbringen und kaltes Abendessen besorgen. Er saß dort, trank ein Glas Wein, das abendliche eifrige Geschwätze der Vögel brachte die ganze Luft zu einem lustvollen Vibrieren. Als es dunkel und still wurde, ging er hinein und in das erste Stockwerk, ließ alle Türen offen und öffnete auch alle Fenster.

Es zog, aber er ging unausgesetzt den Rundgang durch alle Räume, den beiden niedrighängenden Lampen im Bogen ausweichend. Es wurde finster zwischen den engen Arrangements der Möbel, und wenn er ging, sah er die Scheiben der Glastüren und der Bilder dunkel und versonnen spiegeln. Dicke Duftwellen stieß die Zugluft herein, die Türen aber blieben musterhaft offen, nur selten knarrte eins der eingehakten Fenster. Das ruhige Rauschen, das eine Astgruppe nach der anderen anhob und sich dann weiterschwang, bildete mit dem Lärmen des Baches, das die großen weißen Steine in seinem Bett förmlich magisch in der Dunkelheit sichtbar

machte, einen Hintergrund für dieses Gehn durch alle Zimmer, so ehrwürdig wie der Nachthimmel selber.

Aus dem Stall kam kein Stampfen. Er hörte die Wirtschafterin leise mit dem Gärtner reden. Es fiel dem Freiherrn ein, daß der Wagen noch in der Stadt war. Und irgendwie kamen seine Gedanken auf die Tiere, die er hier gekannt hatte; wirklich gut gekannt; wie er noch Knabe war, einen kleinen Affen namens Bob. Er entsann sich: sie waren einmal von einem Spaziergang heimgekommen und sahen da den Affen auf den Jalousien turnen; er hatte sich selbst ein Fenster geöffnet, nachdem er in seinem Eingesperrtsein drei Vasen zerbrochen und den Boden mit zerrissenen Blumen bestreut hatte. Der Freiherr erinnerte sich der einzelnen Ponies, und wie jedes seine Eigenheiten hatte, und wie er gern einen ungestutzten dicken Schweif in der Hand wog, und seiner kindlichen Zärtlichkeit zu dem blonden sympatischen Pferdeknecht, der dann rätselhaft verstarb. Und es war ihm, als hörte er auf einmal das Schreien des Papageien gellen, den er später geerbt hatte. Er hatte seiner Großtante gehört, die weltvergessen in der kleinen böhmischen Stadt Pisek uralt geworden war und mit ihrer gebietenden deutschen und edlen Haltung als einzige die chauvinistische Bevölkerung in Schach gehalten hatte. Ihre Todesanzeige war aber schon zweisprachig abgefaßt, und auf dem Totenbette sah sie dann dem Papagei ähnlich. Wunderlich genug hatte sich der Vogel noch an den neuen Besitzer gewöhnt, sprach, wenn er in der Sonne stand, unermüdlich: »Du mein braver Papinku», wobei das a in »braver« besonders innig herauskam, und wenn einer zu ihm böhmisch sprach, dehnten sich seine Pupillen rot glosend aus und er rückte den grünen Leib hin und her vor Wonne. Und der Freiherr erinnerte sich seiner Dackel, und das Gedächtnis einer solchen Mischung von Humor und Treue machte ihm das Herz klopfen. Er hatte ein Dackelweibchen namens Hex gehabt und von ihr viele edle Tiere verschenkt; und einmal im Frühjahr hatte dann ein Spaziergänger einen schlechten Hund durch das Torgitter geschoben, da sich die beiden Hunde fortwährend angebellt hatten, und dann mußte ein Wurf von sechs schwarzen Hündchen vernichtet werden und die Hex blieb verdorben. Der Freiherr ballte die Faust; er hatte den Fremden in dem weißen Sommeranzug noch im Gedächtnis Er blieb an einem Fenster lange stehen und suchte mit tiefen Atemzügen seine Hasses Herr zu werden.

Seine Gedanken kamen damit auf die Menschen zurück, und wie sich zwei miteinander verbinden konnten, um eine unvollkommene und unbrauchbare Nachkommenschaft zu erzeugen. Und irgendwie sah er den hitzeschimmernden Kiesplatz und darauf verlassen und winzig das hilflose Kind, dessen Gebrechen die Echolalie war. Er stierte in die Finsternis, um es sicher ausfindig zu machen; da hörte er den Spianolen durch das Gebüsch tappen, durch die Höhlungen unter dem Teufelszwirn, und dort war es doch völlig finster, und hinter dem Haus warf jener andere spitzige Blicke bis zu ihm herüber, über das Dach, unter den Sternen. Und überall in den schwarzen kompakten Massen der Nachtlandschaft rührte sich etwas mit dem schweren Wind, die ganze Natur war von Menschlich-Tierischem grauenvoll

belebt. Der Freiherr spürte, in seiner Seele stürzte etwas; er suchte sich zu fassen und der Meinung zu werden, daß alle diese Dinge in Wahrheit miteinander nichts zu tun hatten; nicht die bezauberten Augenblicke seiner Kindheit und die Schar der Schwachsinnigen in dem trüben langen Gebäude der Vorstadt. Denn in der Wirklichkeit war alles voll Zufällen, die nur Wert gewannen, wenn sie in einer Persönlichkeit gereinigt und zusammengebunden wurden, und nur so konnte dem Geschehen seine Notwendigheit verliehen werden. Wenn aber das versteckte Zauberische dieses Landgutes einmal hervortrat und den schönen Mantel des Magischen abwarf und sein wahres Gesicht, eine höllische Fratze, zeigte, dann konnte doch aus allem Schönen der Welt, ja selbst aus der Vorsehung nichts für die Menschheit gewonnen werden als die Verzweiflung.

Da hörte er draußen den Wagen über die Brücke grollen und einfahren. Seine Frau kam langsam die Stiege herauf, der Wagen fuhr leise in die Remise. »Hast du denn alles offen, weil's hier so zieht?« hörte er sie rufen, während sie unten auf der Stiege stehen blieb, »wie unvorsichtig!« Er schloß die Türe gegen das Stiegenhaus, wobei er kurz hinausgrüßte. Dann ging er die Fenster schließen. Eines nach dem andern gab seinen dreimal abgeteilten Klang hinaus in die friedenvolle duftende Nacht, und das ging um das ganze Haus herum, eines nach dem andern, bis alles geschlossen war.

VILLIERS DE L' ISLE-ADAM. ZWEI AUFSÄTZE ÜBER IHN VON ARTHUR SYMONS UND HENRI DE RÉGNIER

I Graf Philipp August Mathias von Villiers de l' Isle-Adam wurde zu St. Brieuc in der Normandie, am 28. September 1838 geboren; er starb in Paris, unter der Pflege der Brüder des hl. Johannes von Gott am 19. August 1889. Noch vor seinem Tode war sein Leben zur Legende geworden, und selbst heute ist die Legende von den wirklichen Begebenheiten dieses so heldenhaft visionären Daseins nicht zu entwirren. Ein Don Quichote des Idealismus, war ihm das Leben nicht nur philosophisch gesprochen ein Traum und die Geisteswelt die Wirklichkeit; er lebte seinen Glauben, das, was andere die Wirklichkeit nannten, verächtlich ertragend, wenn er ihrer gewahr wurde. Die Grundlage von Villiers Karakter war Stolz, und es war ein Stolz, der mehr deckte als die Welt. Und dieser Stolz war vor allem ein Rassenstolz.

Ein Abkömmling des originellen Rudolph des Schönen, Herrn von Villiers (1067) durch Jean de Villiers und Marie de l' Isle und durch ihren Sohn Pierre, dem ersten Villiers de l' Isle-Adam, war ein Villiers de l' Isle-Adam, geboren 1384 Marschall von Frankreich unter Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund gewesen; er stürmte Paris während des Bürgerkrieges, und nach seiner Gefangenschaft in der Bastille, entriß er Pontoise den Engländern und half bei der Wiedereroberung von Paris. Ein anderer Villiers de l' Isle-Adam, geboren 1464, Großmeister des Ordens des hl. Johannes von Jerusalem, verteidigte Rhodus gegen 200000 Türken ein ganzes Jahr hindurch, während einer der größten Belagerungen der Weltgeschichte; er war es, der von Carl V. die Belehnung der Insel Malta für seinen Orden erhielt: von da ab Orden der Maltheser Ritter.

Für Villiers, dem die Zeit im Grunde nichts anderes galt, als eine metaphysische Abstraktion, war das Zeitalter der Kreuzfahrer nicht dahin. Von einem Abkömmling des Großmeisters der Ritter vom hl. Johannes von Jerusalem, verlangte das XIX. Jahrhundert genau dieselben Tugenden, die das XVI. Jahrhundert von jenen Vorfahren erheischte. Und diese Tugenden summierten sich alle in einem Wort, das in seiner Doppelsinnigkeit Villiers ganze Lebenshaltung bestimmte: das Wort »Nobilität«. Zu keinem greifen wir so häufig, um zu bezeichnen, was an dem Werk Villiers das karakteristischste ist, und für Villiers selbst war der moralische und geistige Adel nichts anderes als die unvermeidliche Konsequenz jenes anderen Adels, kraft dessen er sich immer noch als ein Ritter vom Orden des hl. Johannes von Jerusalem fühlte. Es war sein Geburtsrecht.

Für eine aristokratische Auffassung der Dinge ist ja der Seelenadel in der Tat ein Geburtsrecht, und der Stolz, mit dem dies Geschenk der Natur hingenommen wird, ist jenem demokratischen Stolze gerade entgegengesetzt, der den Seelenadel als eine Errungenschaft betrachtet, und ihn umso höher einschätzt, je schwerer erreichbar er ist. Diese Dualität, die stets eine wesentlich aristokratische und demokratische, eine typisch orientale und occidentale ist, tritt in jeder Theorie der Religion, der Philosophie und des idealen Lebens hervor. Der Stolz des Seins, der Stolz

des Werdens, dies sind die beiden letzten Widersprüche, vor die sich jeder Idealist gestellt sieht. Villiers Wahl war in der Tat eine unvermeidliche, und sie war bezeichnend. In ihrer Tragweite muß eine solche Wahl stets die des Künstlers sein, für dessen Lebensauffassung das Mittel sich oft als so viel wichtiger darstellt, als der Zweck. Jener Seelenadel, der ohne Anstrengung sich einstellt, der nur die Folge einer unablässigen Wachsamkeit über sich selbst ist, das Ich stets als das Ich zu wahren: dies ist von einer Schönheit, die doch jedenfalls sich nicht vergleichen läßt mit dem ewig beschwerlichen, frohnmäßigen Ansturm auf die nie ganz eroberte feindliche Feste eines ungleichen Seins. Und sofern gestattet sei, unter den verschiedenen Graden der Vollkommenheit zu wählen, ist jener sicherlich der höchste, den ein natürliches Genie in solchen Dingen inne hat, indem es die eigene Erlauchtheit mit der Selbstverständlichkeit eines Geburtsrechtes als sein Eigen entgegennimmt. Auch der Katholizismus Villiers war ein Teil seines Erbrechts. Seine Ahnen hatten für die Kirche gefochten, und der Katholizismus war noch eine prächtige Flagge, unter der sich zu Gunsten des Geistes gegen jenen Materialismus fechten ließ, der stets auf irgend eine Weise atheistisch ist. So widmet er eine seiner Geschichten dem Papst, wählt unter allem Pomp der Welt mit Vorliebe den kirchlichen Pomp beim Aufbau seiner Bühnenbilder, und ist bewandert in den Subtilitäten der Kirchenväter. Die Kirche ist sein bevorzugtes Symbol strenger intellektueller Schönheit: ein Mittel sicherlich, die Versuchungen äußerer Materie zu überwinden, und zugleich ein Mittel, durch das der Wunsch, zu verehren befriedigt werden kann. Aber in seiner Haltung den Geheimnissen der geistigen Welt gegenüber war auch etwas von jener »verbotenen« Neugierde, die im Stillen den Gehorsam der Tempelritter beunruhigte, und die auch wie eine Art von ritterlicher Qualität an ihm haftete. Ob er nun tatsächlich ein Kabbalist war oder nicht, jedenfalls beschäftigten ihn die Fragen der Magie schon sehr früh, und von dem ersten fantastischen Versuch der »Isis« bis zu der wohlbedachten Abrechnung in »Axël« schleicht sich die »okkulte« Welt in die meisten Seiten seiner Bücher ein.

In seiner Grundlage ist Villiers Glaube der Glaube, den alle Mystiker des Orients teilen. »Wisse ein für alle Male, daß für dich keine andere Welt ist, als deine Auffassung von ihr, die in den Tiefen deiner Gedanken ihren Reflex findet.«

»Was ist das Wissen anderes als ein Wiedererkennen?« Darum »vergiß du stets, was nur die Illusion ist deines Selbst,« und eile »ein Intellekt zu werden, frei von den Banden und dem Begehren des Augenblicks«. »Werde die Blüte deines Selbst! Du bist nur, was du denkst: so denke daß du Ewig bist.« »Mensch, wenn du aufhörst, dich in ein Ding zu begrenzen, das heißt, es zu begehren, und somit dich ihm entziehest, so wird es dir folgen nach Frauen-Art, wie das Wasser den Platz ausfüllt, der ihm geboten wird in der Höhlung der Hand. Denn du wirst das wahre Sein aller Dinge inne haben, kraft deines reinen Willens, und der Gott sein, der zu werden du befähigt bist.«

Sich zu einer Lehre bekennen, die in »Axël« auf solche Weise zum Ausdruck gelangt, heißt so viel, als unter anderen Konsequenzen auch die folgende ziehen: »die

Wissenschaft stellt fest, doch ohne zu erklären: sie ist der älteste Sprößling der Chimären; somit sind alle Chimären gleicherweise wie die Welt, ‹die älteste von ihnen!› etwas mehr als nichts!« Und in »Elën« steht ein Fragment eines Gesprächs zwischen zwei jungen Studenten, das auch seine Bedeutung hat:

»GOETZE:

Dort steuert mein Philosoph mit vollen Segeln nach den Regionen des Erhabenen: Zum Glück haben wir die Wissenschaft, die eine Fackel ist, mein lieber Mystiker! wir wollen deine Sonne analysieren, sofern der Planet nicht in Stücke fällt, bevor er ein Recht dazu hat!

SAMUEL:

Die Wissenschaft wird nicht genügen. Früher oder später wirst du damit enden, daß du in die Kniee sinkst.

GOETZE: Wovor?

SAMUEL: Vor der Finsternis!«

Solche Geständnisse sind nur möglich von der Höhe eines großen intellektuellen Stolzes herab. Villiers Empörung wider die Wissenschaft, in sofern Wissenschaft materialistisch ist, und seine leidenschaftliche Neugierde für die Ausflüge dieser Chimäre ins Unsichtbare, sind ein und derselbe Impuls eines Geistes, für den nur das Geistige Interesse hat. Toute cette vieille Extériorité, maligne, compliquée, inflexible, diese Illusion, die von der Wissenschaft als das einzig Reale angenommen wird: mit dem ganzen Aufgebot unseres Bewußtseins müssen wir ihren Schlingen zu entschlüpfen trachten, Herr über sie werden, oder sie ignorieren, und unsere Kunst muß darin beruhen, eine ideale Welt, deren Zutritt jenem Wissen verwehrt ist, aufzubauen, von der aus wir dann und wann einen, freilich recht verzweifelten Ausfall wider die Illusionen wagen mögen, inmitten welcher die Menschen leben. Und gerade hierin summiert sich das Werk Villiers, ein Werk, das scharf in zwei Teile zerfällt: einen der idealen Welt, oder des Idealen in der Welt ‹Axël, Elën, Morgane, Isis, einige seiner Contes und stellenweise la Révolte›; den anderen der Satire, des Hohnes auf das Reale, ‹l' Ève Future, die Contes Cruels, Tribulat Bonhomet.› Es ist ein Bestandteil von Villiers Originalität, daß die beiden Teile fortwährend ineinander übergreifen; daß der Idealist nie so sehr Idealist ist, als in seinen Possen. Axël ist das Drama des Symbolismus, in seinem ganzen unerbittlichen Konflikt mit der »Bescheidenheit« der Natur und den Begrenzungen der Bühne. Es ist das Drama der Seele, und es ist zugleich das malerischste der Dramen; ich würde seinen Charakter als eine Art geistiger Romantik bezeichnen. Die früheren Dramen: Elën, Morgane, sind etwas zu sehr auf denselben Punkt im Raum fixiert; la Révolte, das wie ein Vorläufer des »Puppenheims« anmutet, zeigt uns einen aristokratischen Ibsen, der sich etwas geringschätzig mit der Wirklichkeit befaßt, sicher mit weniger Geschick, aber sicher mit mehr Schönheitssinn. Axël aber, ein Lebensalter hindurch überdacht, zeigt uns das Ideal von Villiers Idealismus.

Die Handlung findet zwar in unseren Zeiten statt, aber sie findet statt an abgelegenen Orten dieser Erde, zu denen der moderne Geist noch nicht gelangt ist; im

Monastére de Religieuses=trinitaires, le cloître de Sainte Apollodora, situé sur les confins du littoral de l' ancienne Flandre francaise, und im três=vieux château fort, le bourg des margraves d' Auersperg, isolé an milieu du Schwarzwald. Die Charaktere, Axël von Auersperg, Éve Sara Emanuêle de Maupers, Maitre Janus, der Erzdiakon, der Kommandant Kasper von Auersperg sind mehr und zugleich weniger als menschliche Wesen: es sind die Typen verschiedener Ideale, und sie sind gerade zur Genüge mit Menschlichkeit bekleidet, um dem, was sonst nur Schemen wäre, Form zu geben. Das religiöse Ideal, das okkulte Ideal, das weltliche Ideal, das Ideal der Leidenschaft, sie alle sind, der Reihe nach, in diesen glänzenden und tiefen Seiten vertreten; Axël ist die stolze Auswahl unter ihnen, die stolze Zurückweisung des Lebens selbst, der ganzen Illusion des Lebens, »da nur die Unendlichkeit allein kein Trug ist.« Und Sara? Sara ist ein herrliches Glück jenes Lebens, das zurückgewiesen wird, das sie selbst am Ende, nicht ohne Widerstreben, zurückzuweisen sich entschließt. In dieser unbeweglichen Gestalt, die während des ganzen ersten Aktes schweigend sich verhält, ein einziges »Nein!« ausgenommen, und am Schluß des Aktes zu einer heftigen Handlung eines Augenblicks hingerissen wird, incarniert sich das stolzeste Weib der Literatur. Aber sie ist ein Weib, und sie begehrt das Leben, da sie es in Axël findet. Stolz, und die dem Mann zugewandte Ergebenheit der Frau verhelfen ihr zu dem letzten kalten Schritt mit Axël, zur transzendentalen Entsagung des Lebens im Augenblicke, da das Leben zu etwas idealem wird.

Und das Stück ist durchweg mit einer seltsamen Feierlichkeit geschrieben, einer eigentümlichen Eloquenz, die in keiner Weise das Niveau alltäglicher Sprechweise nachzuahmen sucht, sondern eine Art von idealer Sprache ist, in der so ausschließlich das Schöne angestrebt wird, als wäre sie in Versen geschrieben. Unter dem demokratischen Einfluß Ibsens, dem positivistischen Einfluß von Dumas Fils, hat sich das moderne Drama einerseits auf die Darstellung der Temparamente, theoretischer Intelligenzen anderseits beschränkt mit möglichster Beibehaltung derselben Worte, mit welchen der Durchschnittsmensch seine Empfindungen und seine Gedanken bezeichnen würde. Die Form, die besteht, wird unter das Niveau des Charakters, den sie zum Ausdruck zu bringen sucht, herabgedrückt; denn es ist klar, daß der Durchschnittsmensch nur einen kleinen Teil dessen, was er unklar denkt oder fühlt, auszusprechen vermag, die Theorie des Realismus aber ist, daß seine Empfindungen und Gedanken nur so weit formuliert werden sollen, als die Worte, die ihm selbst zu Gebote stehen, sie wiedergeben können. Villiers, der sich nur mit außerordentlichen Charakteren befassen mochte, und auch mit ihnen nur im Absoluten, erfindet für sie eine sonntäglichere und grandiosere Sprache, als sie natürlich führen würden: die Sprache ihrer Gedanken und ihrer Träume.

Und es ist die gedachte oder erträumte Welt eines glücklicheren Dunstkreises als des unseren, die Villiers schuf, um in ihr seine abstrakten Ideen zur Ausführung zu bringen. Ich zweifle nicht, daß er selbst stets in ihnen lebte, inmitten aller Armut seiner steilen rue des Martyrs. In »Axël« aber, und in »Axël« allein macht er

auch uns zu Einwohnern jener Welt. Selbst in »Elën« sind wir Zuschauer, die auf ein tragisches Feenspiel lauschen, (als sei Fantasie plötzlich tödlich ernst geworden), die auf die Träume eines anderen lauschen. Axël hüllt uns in seine eigene Atmosphäre; es ist als fänden wir uns auf einer Bergspitze, jenseits der Wolken, und nicht überrascht, uns dort zu finden.

Da für Villiers das Ideale das Reale ist, geistige Schönheit die einzig wesentliche Schönheit, und materielle Schönheit deren Reflex oder Offenbarung, so greift er mit förmlicher Wut die materialisierenden Faktoren der Welt an: Wissenschaft, Fortschritt, die weltliche Emphase für alles »tatsächliche« für was »positiv« »vernünftig« »solid« ist. Die Satire ist bei ihm die Rache des Schönen am Häßlichen; die Verfolgung des Häßlichen; es ist nicht nur gesellschaftliche Satire, es ist die Satire auf die Welt der Materie von seiten eines Menschen, der an die geistige Welt glaubt. Sie ist es das einzige Lachen unserer Zeit, das fundamental ist, so fundamental wie das Lachen von Swift oder Rabelais. Und dies geiselnde Lachen des Idealismus ist nie so zielbewußt, als wenn es die Waffen der Wissenschaft gegen sie selber richtet, wie in der ungeheuren Groteske der Eve Future. Pariserischer Witz, zu einer Feinheit der Ironie zugespitzt, wie sie nur ein Witzbold, der zugleich ein Philosoph ist, zu erreichen befähigt ist, führt hier zu einer neuen Angriffsmethode; Humor, der fast englisch ist, zu einer anderen; während die Satire wiederum tragisch, fantastisch, ja gespenstisch wird. In jenen rätselhaften »Geschichten des Grotesken und der Arabeske« in denen Villiers auf Poe's eigenstem Gebiete mit ihm wetteifert, steckt größtenteils eine Vielfältigkeit der Meinung, die – absichtlich – etwas verwirrendes hat. Ich möchte nicht sagen, wie weit Villiers selbst manchmal den Glauben an seine eigene Magie treibt.

Jedenfalls ist es charakteristich für ihn, daß er nach dem, was wir das Übernatürliche nennen, sowohl in seinen Werken des reinen Idealismus, wie in seinen rein satirischen Werken greift. Sobald die Welt aufhörte, der stabile Gegenstand zu sein, fest mit Häusern aus Stein und Ziegel inkrustiert, der sie ja für die meisten ihrer flüchtigen Bewohner ist, fühlte Villiers sich zu Hause. Wenn er nach der absoluten Schönheit suchte, entdeckte er sie jenseits der Welt; suchte er Schrecken, so trug sie der Hauch einer unsichtbaren Finsternis seinen Nerven zu; wenn er die Anmaßungen des Wissens oder der Ignoranz verhöhnen wollte, so war es stets das Unsichtbare, mit dem seine düstere Possenreißerei sich vertraut machte.

In allem, was Villiers schrieb, liegt eine Seltsamkeit, die gewiß zugleich instinktiv und willkürlich war, die mir die natürliche Folge jenes intellektuellen Stolzes scheint, den ich als die Grundlage seines Charakters hervorhob. Er haßte jegliche Art von Mittelmäßigkeit: deshalb beliebte es ihm, Ausnahmeseelen zu analysieren, Ausnahmegeschichten zu konstruieren, großartige Namen zu erfinden, und eigentümliche Landschaften aufzurufen. Es gehörte zu seiner Neugierde für seelische Dinge, daß er das Schwierige dem Einfachen, das Verschobene dem Geraden, und das Doppelsinnige beiden vorzog. Seine Helden sind Verkörperungen geistigen Stolzes, und ihre Tragödien sind der Kampf des Geistes wider die Materie, der Eingriff der

Materie in den Geist, die Versuchung des Geistes durch das geistige Böse. Sie suchen das Absolute und finden den Tod; sie suchen Weisheit und finden Liebe, und sinken in geistigen Verfall; sie suchen Wirklichkeit und finden Verbrechen; sie suchen Phantome, und finden sich selbst. Sie stehen am Rande einer Weisheit zu groß für ihre Fähigkeit; sie sind von dunklen Mächten verfolgt, Instinkten zweideutiger Leidenschaften; sie sind zu lucid, um in ihren Extravaganzen gesund zu sein; sie haben ihre Träume nicht ganz systematisch in die Tat umgesetzt. Und seinen Heldinnen, sofern sie nicht, wie die Ève Future, der vitalisierte Mechanismus eines Edison sind, ist die Feierlichkeit verstorbener Leute eigen, und eine hieratische Sprache: Songe, des coeurs condamnés à ce supplice, de ne pas m'aimer! sagt Sara in Axël. Je ne l'aime pas, ce jeune homme. Qu'ai-je donc fait à Dieu? sagt Elën. »Ich horchte aufmerksam auf den Ton ihrer Stimme; er war schweigsam, gedämpft, wie das Murmeln des Lethe-Flusses, der das Reich der Schatten durchrauscht.« Sie haben den unsterblichen Überdruß der Schönheit, sie sind sich selbst Rätsel, sie begehren, und wissen nicht, warum sie sich enthalten, sie tun Gutes und Böses mit einem Augenschlag und sind schuldlos – und schuldig an allen Sünden der Welt.

Und diese seltsamen Erdenbewohner leben in einer ebenso seltsamen Welt. Sie sind die Fürsten und die Burgherren alter Castelle, in den Tiefen des Schwarzwaldes verloren; sie sind die letzten Abkömmlinge einer großen Rasse, die an ihrem Ende angelangt ist; Studierende der Magie, welche die scharfen und hurtigen Schwerter der Soldaten führen; rätselhafte Höflinge bei seltsamen Gelagen; sie finden unberechenbare Schätze, tonnantes et sonnantes cataractes d' or liquide, um sie nur zu verschmähen. Aller Pomp der Welt ist ihnen nahegerückt, damit sie ihm umso besser entsagen, oder in einen noch tieferen Abgrund ihrer materiellen Hölle gestürzt werden können. Und wir sehen sie stets im Moment einer Krisis, vor der Wahl des einen oder anderen Entschlusses, zögernd inmitten der Verwirrungen einer großen Versuchung. Und dieser Casuist der Seelen wird eine entsetzlich mißgestalte oder entsetzlich überwachsene Seele unter ihrer heimlichen Hülle hervorziehen, und sis nackt vor unseren Augen auftanzen lassen. Er ist ohne Mitleid für die, die ohne Mitleid für sich selber sind.

Im üblichen Sinn des Wortes hat Villiers keinen Pathos. Dies erklärt zur Genüge, warum er, um eine Phrase zu gebrauchen, die ihm so höchlich mißfallen hätte, »das Herz der Menge nie zu rühren vermochte.« Sein Geist ist zu abstrakt, um Mitleid zu fassen, und sein Mangel an Mitleid ist es, durch den er sich außerhalb der Menschheit zu stellen scheint. «A chacun son infini« hat er gesagt, und in der Heftigkeit seines Strebens nach dem Unendlichen, hat er kein Mitleid für die blinde Schwachheit, die stolpernd über die Erde zieht, ohne auch nur zu wissen, daß droben Sonne und Sterne sind. Er sieht nur die grobe Menge, die Menge, die das Genügen des Sklaven hat. Er kann die Dummheit nicht verzeihen, weil sie ihm unverständlich ist. Er sieht mit richtigem Blick, daß die Dummheit strafbarer ist, als das Laster; und wäre es nur deshalb, weil das Laster heilbar, die Dummheit

unheilbar ist. Aber er vergegenwärtigt sich nicht, wie sich die großen Romanschriftsteller vergegenwärtigten, daß die Dummheit pathetisch sein kann, und daß es keinen Bauern, nicht einmal einen selbstzufriedenen Bourgeois gibt, in dem die Seele nicht ihren Anteil hat, und für dessen Dasein es nicht möglich wäre, sich zu interessieren. Der Verachtung, so adelig sie auch sein mag, dem Zorn, so gerechtfertigt er auch sein mag, kann nicht nachgehangen werden ohne einen gewissen Mangel an Mitgefühl; und Mangel an Mitgefühl kommt von einem Mangel geduldigen Verstehens. Es ist sicher, daß das Schicksal der Mehrzahl unter den Menschen entweder unendlich pathetisch oder unendlich lächerlich ist. Unter welchem Gesichtspunkt also sollen diese Schicksale und diese obscuren Bruchteile der Menschheit betrachtet werden? Villiers war ein zu ausgesprochener Idealist, zu absolut in seinem Idealismus, um zu zögern. »Was leben anbetrifft« ruft er in jenem stolzen Satze Axëls »so mögen das unsere Diener für uns tun!« Und in den »Contes Cruels« findet sich ein nicht weniger karakteristischer Ausdruck dessen, was stets seine geistige Attitude war: »Wie wir im Schauspiel auf einem mittleren Platz bis zum Ende sitzen bleiben, um die Nachbarn nicht zu stören — aus Höflichkeit, mit einem Wort — in einem Schauspiel, das in einem ermüdenden Styl gehalten ist und dessen Vorwurf uns nicht gefällt, so habe ich aus Höflichkeit gelebt: je vivais par politesse«. In dieser stolzen Haltung dem Leben gegenüber, in dieser Verachtung der gewöhnlichen menschlichen Beweggründe, und der gewöhnlichen menschlichen Wesen, liegt zugleich der Vorzug und die Schwäche Villiers. Und er hat selbst auf die gegen ihn selbst gerichtete Moral gewiesen in jenen Worten der Erzählung, die den Epilog bildet zu den Contes cruels: »Wenn in der Stirne allein das Dasein eines Menschen konzentriert ist, so wird dieser Mensch nur von seinem Kopf herab Aufklärung empfangen; sein eifersüchtiger Schatten, unter ihm ausgestreckt, zieht ihn dann bei den Füßen, daß er ihn hinabschleifen kann ins Unsichtbare.«

Sein ganzes Leben lang war Villiers ein armer Mann; obwohl er sein ganzes Leben lang jenes Reichtums harrte, den er sich nicht durch eine untergeordnete Beschäftigung vorweg nehmen mochte. Die meiste Zeit seines Lebens war er tatsächlich ein unbekannter Mann. In hohem Grade geliebt, leidenschaftlich bewundert in jenem stillen Kreis von Männern, die von Verlaine bis Maeterlinck die moderne französische Literatur begründeten, wurde er von den meisten Leuten als ein unterhaltender Narrentyp angesehen, ein wenig gefährlich, dessen Ideen, die im Café an seinem Tische frei kursierten, es manchmal höchst profitabel war, zu stehlen. Denn Villiers gab seine Werke in Worten heraus, bevor er sie schrieb, und manchmal gab er sie in Worten aus, statt sie zu schreiben, in seiner königlich verschwenderischen Art. Denen, die ihn kannten, kam er wie das Genie selber vor, und wäre ihnen so vorgekommen, auch wenn er nie eine Zeile geschrieben hätte; denn er hatte die gefährliche Gabe der Persönlichkeit, die schon erreicht zu haben scheint, was sie so energisch ins Auge faßt. Persönlichkeit aber wirkt nur in unmittelbarer Nähe; und bei dem allgemeinen Leser vermochte Villiers nicht einmal Verwunderung, nicht einmal Gereiztheit zu erregen. Daß ihn seine Premières Poésies, die er mit 19 Jahren

veröffentlichte, berühmt machen würden, war kaum zu erwarten, so bemerkenswert das Buch, besonders durch seine Ideen war. Noch war es zu erwarten von dem rätselhaften Romanfragment Isis ‹1862› so früh vorgreifend es für die esoterischen und spiritualistischen Romane war, die später Mode wurden. Aber Elen ‹1864› und Morgane ‹1865› diese zwei poetischen Dramen in Prosa, von so großer Vornehmheit, und geistiger Erlesenheit; aber zwei Jahre später Claire Lenoir ‹die später einem seiner wirklich großen Bücher: Tribulat Bonhomet, einverleibt wurde› mit ihrer gespenstischen Schrecklichkeit; aber La Révolte ‹1870› für Villiers so »aktuell«, die einen so spontanen Erfolg erlebte, als sie im Odéon 1896 wieder aufgeführt wurde; aber le Nouveau Monde ‹1880› ein Drama, das durch eine merkwürdige Schicksalslaune einen Preis errang; aber les Contes Cruels ‹1880› diese Sammlung von Meisterstücken, in der das Genre des Conte francais auf seinem eigenen Gebiete übertroffen wird! Nicht vor 1886 hat Villiers aufgehört ein unbekannter Schriftsteller zu sein, durch die Veröffentlichung jener phosphorescerenden Posse auf die Wissenschaft, jener großartigen Parodie auf die Menschheit, l'Éve Future. Tribulat Bonhomet ‹den er selbst als eine Bouffonnerie énorme et sombre, couleur du siècle bezeichnet› sollte in seiner endgültigen Form erscheinen, sowie die herrliche Prosadichtung Akëdystéril; und dann folgten immer gleichgültiger werdende Bände von Erzählungen, in denen der schon sterbende Villiers nur mehr sein eigener Schatten ist: l' Amour Suprême ‹1886› Histoires Insolites ‹1888› Nouveaux Contes Cruels ‹1888›. Er war mit den Korrekturen Axëls beschäftigt, als er starb; der Band wurde 1890 veröffentlicht, und daraufhin Propos d'au-delâ und eine Reihe von Artikeln: chez les Passants. Als er dann gestorben war, fing der Ruhm, der ihm Zeitlebens ausgewichen war, an, ihm zu folgen, er hatte eine schöne Presse bei seinem Leichenbegängnis.
Er hatte die spiritualistische Atmosphäre der neuen Generation vorbereitet. Unter den Anhängern der materialistischen Welt lebend, hatte er, nicht vergeblich, seinen Glauben an eine Welt des Geistes bekannt; unter Realisten und Parnassiens lebend, hatte er eine neue Kunstform geschaffen, die des Dramas des Symbolismus, und des Symbolismus im Roman. Er blieb einsam sein Leben lang, denn er hatte zu seiner eigenen Lebenszeit das Leben der nächsten Generation gelebt. Es lebte nur ein Mann unter seinen Zeitgenossen, dem er Sympathie entgegenbringen und von dem er Sympathie erwarten durfte; der Mann war Wagner. Allmählich scharten sich die jüngeren Männer um ihn; es fehlte ihm zuletzt nicht an Jüngern. Und im Grunde ist das letzte Wort für Villiers: Glaube; Glaube wider die Beweise des Sinnfälligen, wider die Verneinungen der materialistischen Wissenschaft, wider das ungeheure Paradox des Fortschritts, wider seinen eigenen Pessimismus, angesichts so furchtbarer Gegner. Er erklärt daß »er an die Seele glaubt, und von Gott fest überzeugt ist;« daß er keines Zeugen bedarf für die geistige Welt, deren steter Bewohner er ist; und er ist es zufrieden seinen Weg zu verlieren in der materiellen Welt, deren Staub er von Zeit zu Zeit mit einer verächtlichen Geste von sich abstreift, während er seines Weges geht ‹um

Paters bedeutsames Wort anzuwenden) »wie Einer, der eine geheime Botschaft auszurichten hat.«

II Das Andenken Villiers hat, wenn ich so sagen darf, etwas dauernd aktuelles; bleibt er doch ein denkwürdiges Beispiel für die Launen der Ruhmesgöttin: Einzelnen mag ja diese ungleiche Göttin den willigsten Eifer, das huldreichste Entgegenkommen bekunden; dafür zeigt sie sich für andere von bedauerlicher Ungerechtigkeit und unversöhnlicher Härte; da ist es denn ratsam, nicht nur das Schicksal derer ins Auge zu fassen, die von ihr auserlesen und wunderbar begünstigt wurden.

Dazu neigen nämlich junge Leute zu Anbeginn ihrer literarischen Laufbahn, und bei ihren Plänen denken sie sich instinktiv die glücklichsten Zufälle und die schönsten Ergebnisse hinzu. Mit Befriedigung nehmen sie wahr, daß der schriftstellerische Beruf manchmal zu raschen und glänzenden Wendepunkten führt, und daß sich der Ruhm, wenn es ihm beliebt, leicht und bereitwillig erringen läßt. Auch verfolgen sie mit leidenschaftlicher Hoffnung jene Bevorzugten, die vor ihren Augen verwirklichen, was sie selbst einst werden möchten. Denn die Jugend findet Gefallen am Erfolg der Anderen, weil sie ihn als ein Omen des eigenen nimmt; nicht gilt es sie hier in dieser schönen Zuversicht zu entmutigen, aber sollte man sie nicht doch warnen, daß es sich nicht immer so fügt, sondern daß es in der Literatur auch rauhe und kärgliche Lose gibt, die auf ihre Weise nicht minder lehrreich sind?

Wer schreiben will, darf die Konsequenzen nicht außer acht lassen, und diese sind gar verschieden. Das Spiel mit der Feder ist ein gewagtes Spiel, denn das Talent garantiert für nichts, und selbst das Genie bietet keine Gewähr. Man muß die Gefahren kennen, bevor man sich auf den Weg begibt, um sich harte Überraschungen und bittere Reue zu ersparen. An Warnungen übrigens fehlt es ja nicht, und diesbezüglich weiß ich kein schlagenderes Beispiel, als das von Villiers de l'Isle-Adam.

Werfen wir einen Blick auf seine Silhouette, die tragisch und mit ausgestreckten Armen vom literarischen Horizont sich abhebend, wie ein Kreuzeszeichen am Scheideweg der Lebensbahnen aufgerichtet steht. Es schrecke die Unschlüssigen zurück, und belehre die Verwegenen.

Es wäre interessant, herauszufinden, auf welchen Umweg das berühmte und alte Geschlecht der Villiers de l'Isle Adam, das die Genealogen zu Ende des 16. Jahrhunderts für erloschen hielten, um die Mitte des 19. Jahrhunderts in dem Autor der »Contes cruels« unerwartet einen Vertreter fand. Vielleicht hatte sich irgend ein obscurer Zweig des alten feudalen und kriegerischen Stammes bis zu unseren Tagen erhalten. Wie es sich auch mit dieser Abstammung verhalten mag, Villiers glaubte fest daran. Übrigens paßte diese heroische Verwandtschaft vortrefflich zu ihm. Er hatte eine edle, stolze und ehrgeizige Seele. In ihm steckte etwas von einem Ritter alter Zeiten, und wie ein Eroberer verließ er denn auch seine heimat-

liche Bretagne, um in Paris den einzigen Platz zu beanspruchen, den er naturgemäß als den seinen betrachtete, den eines Fürsten der Geisteswelt. Als ein Prätendent des Ruhmes trat er somit von Anfang an auf, und um die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu beglaubigen, brachte er den höchsten und unwiderlegbarsten Beweisgrund mit: sein Genie. Bei allen nämlich, die Villiers de l'Isle Adam zur nun schon fernliegenden Zeit seiner Jugend kannten, erweckte er den Eindruck des Genies selbst. Darin stimmen alle Zeugnisse überein und zweifellos wurde er damals als eine außerordentliche Persönlichkeit erkannt. Ich habe mich oft gefragt, worin der fast magische Eindruck beruhte, den Alle von ihm gewannen, die zu jener Zeit mit ihm zusammentrafen, ein Eindruck der sich auch in der Folge aufrecht hielt, so daß selbst ich ihn noch erlebte, als ich 25 Jahre später einen müden und gealterten Villiers kennen lernte, der jenes erste, einst so blendende Feuer nicht mehr besaß. Er war Zeit seines Lebens ein erstaunlicher Causeur: darin beruhte vor allem der Zauber, den er ausübte, und ist nicht das Wort das berufenste Werkzeug um Illusion und Zauber hervorzurufen? Seinen Gesprächen entnahmen somit Villiers Freunde die hohe Meinung, die sie von ihm behielten, und gewiß verwirklichte er auch für den Augenblick, — in dem er sprach — was er erträumte; und was mochte er da nicht für Werke in magischen Improvisationen entwerfen! Jedenfalls mußte er seinen Zuhörern auf Grund seiner offenbaren Genialität zu unvermeidlicher und naher Glorie bestimmt erscheinen, und dennoch verging die Zeit, die Jahre flohen dahin, und immer noch sah man ihn arm, unstät und verträumt, den mächtigen Zauberer, der seinem Geschlechte eine letzte und unvergängliche Krone erwerben sollte, und dessen eigentümliche Geste den Platz jener Krone auf seiner Stirne im voraus anzudeuten schien.

Die Worte verfliegen, das Geschriebene bleibt. Villiers de l'Isle Adam hat sein Werk zurückgelassen, und in diesem müssen wir nunmehr die Bestätigung für jenen Eindruck suchen, den er durch seine unmittelbaren Äußerungen erweckte. Was bleibt von seinem Genie in seinem geschriebenen Wort? Glimmt hier das Feuer unter der Asche? Bücher trügen nicht. Laßt sie uns befragen.

Es genügt die Contes cruels, Axel oder l'Eve Future gelesen zu haben, um sich in Gegenwart eines hohen und originellen Geistes zu fühlen, von mächtiger Erfindungsgabe und schneidender Ironie, denn Villiers war zwiefach. Er wußte grandiose oder groteske Fictionen zu ersinnen, und erwies sich in dem einen, wie in dem anderen als Dichter und als Philosoph. War er wirklich ein Mann von Genie? Ich weiß nicht, doch war in ihm mindestens etwas, womit er die Aufmerksamkeit des Jahrhunderts auf sich lenken durfte, umsomehr, als er mit seinen Gaben des Gedankens eine unleugbare und zauberische Macht des Stils vereinte. Villiers gehört zur Rasse der großen Schriftsteller. Er hat von ihnen den Klang, die Kraft, die Fülle und die Harmonie und diese Qualitäten sind bei den Schriftstellern nicht so häufig, als daß sie nicht Beachtung verdienten, wo sie im höchsten Maße und in so großartiger Weise wie bei Villiers de l'Isle Adam vorhanden sind.

In dem Eindruck, den er erweckte, sowie in dem Bewußtsein seines eigenen Wertes,

war somit nicht alles Illusion. Durfte Villiers nicht in den Stunden, in denen jedes im Stillen seine Aussichten berechnet, sich deren günstige und glorreiche zugestehen, besonders in seiner Jugend, als er in der leidenschaftlichen Bewunderung seiner Freunde diese Aussichten im Voraus wie bestätigt fand? Und selbst später, als er die Gleichgültigkeit des Publikums für die schönen Bücher konstatieren mußte die er mit seinem obscuren und tönenden Namen zeichnete, durfte er da nicht auf irgend eine jener Wendungen noch hoffen, durch die das Glück lange Versäumnisse und Vernachlässigungen wieder gut zu machen liebt? Nichts von all dem geschah. Ein eigentümliches Mißgeschick verfolgte ihn bis zum letzten Tage, wie um ihn zu einem vollendeten und hervorstechendem Beispiel der Launen des Ruhmes zu stempeln; es gewährte ihm nicht einmal die bittere Genugtuung gänzlich ignoriert, oder nur von Einigen gekannt zu sein. Vielmehr war er fast berühmt, von einer zweifelhaften und unbestimmten Berühmtheit. Der Tod selbst, der oft das zeitgenössische Urteil berichtigt, ließ diesen Irrtum stehen, und Villiers de l'Isle Adam zieht auch heute noch wie eine verhüllte Schattengestalt vorüber, undeutlich und düster schimmernd.

Fast war er schon ein solcher Schatten, als ich ihn vor ungefähr 12 Jahren, am Ende seines Lebens sah, und wie er mir da erschien, so sehe ich ihn auch in der Erinnerung, mit seinem aschgrauen Gesicht, den klaren blauen Augen, dem spärlichen Bart und dem schweren ergrauenden Haar, von müdem Aussehen, nur manchmal ein plötzlicher Strahl, ein Aufleuchten des Blickes. Dies also hatte die Mühsal des Gedankens und des Lebens aus dem triumphierenden jungen Edelmann gemacht, der von den Bretagner Heiden Paris zu erobern ausging, und mit seinen Träumen und seinem Genie alles hinzureißen gedachte! Wenn er durch seine Worte dies Genie tausendmal bezeugte, so hatte er doch auch schriftlichen Beweis dafür niedergelegt! Bricht es nicht in Büchern wie Axel, und der Eve Future hervor? Warum hatte seine Epoche sich gestellt, als merkte sie nicht, daß dieser Vorüberziehende ein Besucher von Ansehen war? Er wünschte ja nur vernommen zu werden, weil er wußte, daß er es in sich hatte, zu überzeugen. Seine Zeit stopfte sich – sozusagen – die Ohren zu vor dieser Stimme und wollte sie nicht hören. Alles war umsonst. Welch edle Kräfte des Geistes und des Körpers verbrauchten sich auf diese Weise! Man litt an dieser Ungerechtigkeit, wenn man den Mann, von seiner undankbaren Mühsal gealtert und gebeugt, vorüberziehen sah, ihn, der mit herrlichen Gaben ausgestattet nicht vermocht hatte, die Feindseligkeit des Geschicks zu beugen. Und diesem beredten Mund, der von tiefen und wunderbaren Worten überströmte, hatte es mehr als einmal an Brot gefehlt! Diese Hand, so geschickt, zarte und harmonische Sätze zu bilden, hatte aus Not den wattierten Handschuh des Fechtmeisters übergezogen, um Müßige zu unterweisen! Das Leben war nicht nur schwer und peinvoll, es war tragisch für ihn gewesen. Dies oder jenes Buch, von dem die Rede ging, und das von Ironie und von Lyrismus strotzte, soll er auf den nackten Boden eines unmöblierten Zimmers ausgestreckt geschrieben haben! So durchzog er die Stadt, zugleich ehrwürdig und schmerzlich anzusehen,

schön durch die Hartnäckigkeit und den Glauben, den er in seine Träume setzte, eine stolze und furchtbare Warnung Jenen, die mit ihm zusammentrafen, wenn sie jung und unbekannt, selbst ausgezogen auf die Suche nach dem Ruhm. Diese sind es, für die ich Villiers prophetische Gestalt aufrufen wollte. Man ist nur allzu sehr geneigt, in der Kunst nur einen leichten und glänzenden Zeitvertreib zu sehen, eine Art angenehmen und kurzweiligen Beruf. Sicher war dies nicht die Meinung von Villiers de l'Isle Adam, denn er ist ein Beweis dafür, daß ein Mann der nicht ohne Genie ist und der zu schreiben versteht, trotzdem, sehr wohl Gefahr laufen kann, Hungers zu sterben.

HERMANN BAHR: DER SCHAUSPIELER; NOTIZEN

REINHARDT WUNDERT SICH.

Wir saßen zusammen, Reinhardt und ich, vom Theater und von den Schauspielern redend. Wir kamen auf mich. Ich war neugierig, seine Meinung über meine Regie zu hören. Er, immer behutsam sagte: »Das Wesentliche haben Sie zum Regisseur, die große Freude, die Passion, die Lust an der Arbeit; darauf allein kommt es schließlich an, alles andere lernt sich.« Ich sagte: »Ob Sie diese Lust nicht ein bischen überschätzen?« Er sagte: »Man sieht sie doch in Ihren Augen, hört sie Ihnen doch aus jedem Wort an!« Ich sagte: »Aber sie hat ein Loch, es geht ihr zu schnell der Atem aus. Bei der Generalprobe flackert sie kaum noch, in der Premiere verlischt sie. Sobald da unten Menschen sind, freut es mich nicht mehr. Ich würde ein großer Regisseur, wenn ich ein Millionär wäre, der sich seine Schauspieler hält, seine Bühne hat und nun so lange probt, bis das Werk fertig ist, aber ohne irgend einen Menschen einzulassen.« Er lachte mich aus. Ich fragte: »Wär's denn dann nicht viel schöner?« Er sagte: »Es wäre garnichts. Das Werk würde ja doch nicht fertig. Wie denn, ohne Publikum?« Ich fragte: »Warum denn? Was brauchen Sie das Publikum dazu? Ich verstehe das garnicht.« Er sagte: »Wenn Sie das wirklich nicht verstehen, wären Sie kein Theatermensch.« Ich sagte: »Es mag sein ich bin kein Schauspieler.«

DIE MILDENBURG ERSCHRICKT

Die Isolde, die Brünhilden, den Fidelio der Mildenburg zu erleben ist mir das Höchste. Wenn aber dann der Vorhang fällt, der Saal wieder hell, der Nachbar sichtbar wird der Lärm im Parkett und in den Logen beginnt, ist es mir unerträglich. Das Erwachen aus jener Seligkeit tut mir zu weh. Und ich schäme mich, daß solche wunderbare Einsamkeiten zahlenden Horchern preisgegeben werden. Ich sagte ihr dies einmal und wünschte mir wieder jener Millionär zu sein, der dann die Macht hätte, sie auf ein Schloß am Meer zu setzen, fern von der Gemeinheit der Menschen. Sie sagte: »Ein Schloß am Meer wäre freilich schön, ich könnte doch aber ohne meine Kunst nicht leben.« Offenbar hatte sie mich mißverstanden und ich erklärte ihr sogleich, daß es ihr in dem Schloß an einer Bühne, an einem Tristan, an einem Orchester nicht fehlen sollte; alles wäre da, was ihre Kunst verlangt, aber kein Publikum, nein, das entsetzliche Publikum nicht! Damals erschrak die Mildenburg, sie hielt mich sicher für verrückt. Daß sich ein Mensch bei Sinnen ihre Isolde ohne Publikum denken könnte, begriff sie nicht.

ABENDS BRINGE ICH IHNEN ALLES

Ich hätte Reinhardt und die Mildenburg niemals verstanden, wäre mir nicht dann jener Schlag von Schauspielern bekannt geworden, die auf jeder Probe sagen: »Haben Sie keine Angst, abends bringe ich Ihnen das Alles!« Auf der Probe wissen sie den Text nicht, finden sie den Ton nicht, haben sie die Stimmung nicht, aber sie sind wohlgemut, sie verlassen sich darauf, daß dies alles abends komme.

Natürlich kommt abends garnichts, ihre Faulheit redet sich blos aus. Aber andere gibt es, die reden sich nicht aus, die sagen dies niemals, aber von diesen ist es wahr. Abends kommt es, abends ist alles anders als es auf allen Proben war, abends steht eine andere Gestalt da, alles schießt nun erst zusammen, neues wächst an, eine Geburt geschieht, durch die Berührung mit dem Publikum springt im Schauspieler eine Kraft auf, die er sonst nicht hat, in der Reibung mit dem Publikum, durch seinen Anblick, aus dem Dunst, der vom Parkett heraufdampft erwachen im Schauspieler Leidenschaften, deren er sonst, selbst bei höchster Anspannung des Willens, unfähig ist. Und wenn Schaffen heißt: zu sich selbst kommen, sich selbst finden, das eigene Selbst von allem Fremden befreien, so kann der Schauspieler für sich allein niemals schaffen, denn er kommt erst vor dem Publikum zu sich. Das Schaffen aller anderen Künstler fürchtet die Menschen; ja es ist ein Versuch, von den Menschen frei zu werden und allein zu sein. Der Schauspieler ist der einzige Künstler, der unter den Augen von Fremden schaffen kann; ja noch mehr: er ist der einzige Künstler, der nur unter den Augen von Fremden schaffen kann, der sich zum Schaffen nicht genügt, der zum Schaffen die Menge braucht.

REPETITION

Der Maler, der Dichter, der Musiker brauchen kein Publikum. Aus Hunger wollen sie ihre Werke verkaufen. Aus Eitelkeit wollen sie Ruhm. Dies hat mit ihrem Wesen nichts zu tun. Ist ihr Hunger, ihre Eitelkeit gestillt, so brauchen sie kein Publikum mehr; weiter haben sie kein Verhältnis zum Publikum. Es ärgert sie, wenn ihm ihr Werk mißfällt, weil sie dann Schwierigkeiten mit der Miete und kein Ansehen haben. Aber das Publikum bestimmt zwar den Preis, doch niemals den Wert ihrer Werke. Es kann einer für sein eigenes Gefühl der größte Dichter, der größte Maler, der größte Musiker sein, ohne auf irgend einen anderen Menschen zu wirken; das Werk des Dichters, des Malers, des Musikers trägt in sich keinen anderen Sinn als des Schöpfers Leben zu vollenden. Weshalb auch auf einer einsamen Insel der Dichter dichten, der Maler malen, der Musiker musizieren wird. Aber Schauspieler gibt es auf der einsamen Insel keinen. Zum Schauspieler gehören immer schon zwei: einer, der spielt, und ein anderer, vor dem er spielt, für den er spielt und, das muß man auch noch sagen, durch den er spielt. So lange der Zweite fehlt, kann er nicht spielen. Versucht er es, so wird er gewahr, daß er in seiner zufälligen täglichen Existenz eingeschlossen bleibt. Schauspieler aber ist: die zufällige tägliche Existenz zersprengen, so daß aus ihr ein sonst verborgener Mensch von unbekanntem Wesen tritt, welches aufzufinden der Schauspieler für seinen eigentlichen Trieb erkennt; dazu braucht er den Zweiten, den anderen. Allein kommt er niemals zu sich.
Ein Schauspieler hat auf einer Probe einmal einem Dichter ungeduldig gesagt: »Stören Sie mich nicht! Lassen Sie mich doch! Könnten Sie dichten, wenn ich mich auf Ihren Schreibtisch setzen und Ihnen ins Papier sehen würde?« Der Dichter schwieg, verwirrt. Er hätte dem Schauspieler antworten müssen: »Dies eben ist

der Unterschied zwischen uns! Ich kann nicht schaffen, wenn ein Anderer da ist, Ihr könnt nur schaffen, wenn ein Anderer da ist! Der Andere, der Zweite, holt erst Euer Selbst aus Euch hervor.«

CONCLUSION

Daher auch alles Seltsame der Schauspieler im Leben. Sie wissen sich dann so schwer zurückzufinden. Das Erlebnis auf der Bühne suchen sie nun auch im Leben. Sie fordern vom Leben, was ihnen, wie einmal ihr Wesen ist, nur die Bühne geben kann. Stunden, in welchen sie nicht spielen, sind Pausen ihrer wirklichen Existenz; daher sind sie dann so leer, wie verloren, außer sich. Daher auch die Spielsucht, die Rollenwut: sie wollen leben und sie leben ja nur abends. Daher auch unsere Unfähigkeit, einem, bevor er sich vor dem Publikum gezeigt hat, nach Prüfungen und Proben zu sagen, ob er Talent habe; denn das Talent des Schauspielers besteht eben darin allein, daß er abends anders wird, daß er vor dem Publikum mehr wird als er sonst ist, daß abends vor dem Publikum noch etwas dazu kommt, nämlich sein eigenes, sonst verschlossenes, ihm selbst unbewußtes Wesen, das das Publikum braucht, um aufzuspringen.

Nicht bloß der Schauspieler ist so. So ist auch der Liebende, der nur in den Armen der Geliebten erst zu sich selbst erwacht. So ist der Fromme, der die Andacht der Gemeinde braucht, um in ihr erst Gott zu finden, den er bei sich vergeblich sucht.

Ins Erotische und ins Religiöse gehört der Schauspieler.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Der Bilderteil dieses Heftes ist zusammengestellt von Alfred Walter von Heymel, der vom nächsten Jahrgang ab in die Redaktion des Hyperion eintritt und den Kunstteil leiten wird. — Es seien diese Bücher den Lesern der Zeitschrift empfohlen: Remy de Gourmont: Ein jungfräuliches Herz, Roman ⟨Zeitler-Leipzig⟩. R. A. Schröder: Hama, Erzählungen und Gedichte. A. W. Heymel: Spiegel, Freundschaft, Spiele, Studien. Edward Gordon Craig: Isadora Duncan, sechs farbige Lichtdrucke in Mappe. ⟨Insel-Leipzig⟩. Das Leben des Benvenuto Cellini, von ihm selbst beschrieben, deutsch von H. Conrad. Clemens Brentano Sämtliche Werke in achtzehn Bänden. Herausgegeben von C. Schüddekopf u. A. Band V. Das Heptameron der Königin von Navarra. Mit den Bildern von Freudenberg in Kupferdruck. Lafontaine, Die Erzählungen, deutsch von Th. Etzel, mit den Bildern von Duncker und Eisen in Kupferdruck. ⟨Müller-München.⟩ Pontoppidan, Das gelobte Land, Roman. Platon: Gorgias, Menon. ⟨Diederichs-Jena⟩. Jensen, Die Neue Welt, Essays. Bernhard Kellermann: Der Tor, Roman. ⟨Fischer-Berlin.⟩ Schubert: Geschichte des Barock in Spanien. ⟨P. Neff-Eschingen.⟩ Remy de Gourmont: Komödien einer Frau, Roman. André Gide: Der schlechtgefesselte Prometheus, mit 6 Zeichnungen von P. Bonnard. Villiers de l'Isle-Adam: das Weib der Zukunft, Roman ⟨Weber-München⟩. Wilhelm von Humboldts Briefwechsel mit F. A. von Schlegel, herausgegeben von B. Litzmann ⟨M. Niemeyer-Halle a. S.⟩ Arnold van Gennep: Religions, Moeurs et Légendes ⟨Mercure de France-Paris⟩. Fischel und Böhn: Die Mode im XIX. Jahrhundert, dritter Band ⟨Bruckmann-München⟩. Älteste deutsche Dichtungen: übersetzt von K. Wolfskehl und Friedrich v. d. Leyen. Clemens Brentano's Briefwechsel mit Sophie Mereau, herausgegeben von Heinz Amelung. Nietzsches Briefe an Peter Gast. Otto Freiherr von Taube: Gedichte und Szenen. Karl Scheffler: Paris ⟨Insel-Leipzig⟩. Paul Hartenberg: Sensations Païennes ⟨Alcan-Paris⟩.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES:

Der zweite Jahrgang des Hyperion wird in Ausstattung und Umfang dem ersten gleichen, der Bildteil wird eine weitere Ausgestaltung erfahren, insofern eine größere Zahl von Originaldrucken und Reproduktionen nach unveröffentlichten Handzeichnungen auch der alten Meister vorgesehen sind. Der Abonnementpreis bleibt für die bis 1. Februar eintretenden Abonnenten M 48.—, für die nach dieser Zeit eintretenden Abonnenten wird er erhöht. Der Abonnementpreis der Japanausgabe, zu welcher die drei Lederdecken ohne Berechnung abgegeben werden, beträgt M 120.—. In die Redaktion ist Herr Alfred Walter von Heymel eingetreten. Herr Carl Sternheim wird im nächsten Jahre nicht als Herausgeber zeichnen. — Alle den Bildteil der Zeitschrift betreffenden Sendungen sind nach vorgehender Anfrage an den Verlag: München, Adalbertstraße 76 zu richten, nicht an die Herren Herausgeber. — Die drei Ganzleinendecken zum ersten Jahrgang sind fertiggestellt und können zum Preise von M 10.— bezogen werden.

VILLIERS DE L'ISLE-ADAM: EDISONS WEIB DER ZUKUNFT

Ein Roman. Deutsch von Annette Kolb. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag jun., Leipzig. Luxusausg. ⟨30 numerierte Ex.⟩ M 15.–; geb. M 6.–, brosch. M 5.–

Edison hat ein künstliches Weib konstruiert und die satanische Phantasie des großen Dichters macht diesen Andreiden lebendig. Villiers hat in diesem seinem Höllenromane, wie er ihn selber nannte, eine grandiose Satire der materiellen Welt gegeben, die er der okkulten, geistigen gegenüberstellt. Seine Konstruktionen einer fiktiven Zukunft übertreffen alles, was ein Poe, ein Wells in dieser Art geschrieben haben. Ohne daß er sich je vom wissenschaftlich Möglichen und psychologisch Wahrscheinlichen entfernt, führt er eine Welt von Grausen, Schrecken und Gelächter vor, in einer Kunst der Sprache und Darstellung, die ihresgleichen nicht hat, und die ihn den Rang mit Recht einnehmen lassen, den wir Villiers heute geben: den eines der größten Dichter des XIX. Jahrhunderts. Die Übertragung des Buches folgt dessen Originalität in allen Nüancen und gibt sie restlos wieder.

REMY DE GOURMONT KOMÖDIEN EINER FRAU

Roman in Briefen. Deutsch von Anna Sofie Gasteiger. Druck von Poeschel & Trepte, Buchbindearbeiten von der Werkstatt Carl Sonntag jun., Leipzig. Luxusausg. ⟨30 numerierte Ex.⟩ M 12.–, geb. M 4.50, brosch. M 3.50

Schon vor Jahren hat Franz Blei in der »Insel« auf die Bedeutung Gourmonts aufmerksam gemacht: auf die von außerordentlichem Können und besten Kenntnissen getragene Universalität dieses Geistes, der die Kirchenväter kennt wie die moderne Biologie, die Form des Romanes beherrscht, wie nur noch Anatole France, ein Dichter ist und ein Epilogist der Aktualitäten, ein Gelehrter und ein Dramatiker. Ein Aufsatz im »Literarischen Echo« hat sich kürzlich eingehend mit Remy de Gourmont beschäftigt, dessen geistvollster Roman, eine heutige Variation der »Liaisons dangereuses«, ihn erstmalig auch den deutschen Lesern vorstellt. Das Auf und Ab der sentimentalen und anderen Liebe hat hier mehr als einen berichtenden Beobachter gefunden: einen ironischen Philosophen und lächelnden Zuschauer der Komödie Leben.

VALERIUS BRJUSSOFF · DER ERDUNTERGANG

Tragödie künftiger Zeiten. Deutsch von Hans Guenther.
Luxusausg. ‹25 numer. Ex.› M 9.–, geb. M 2.75, brosch. M 2.–
Früher erschienen: DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES
Novellen. Luxusausg. M 15.–, geb. M 4.50, brosch. M 3.–

Ein Band Novellen hat diesen russischen Dichter, der in seiner Heimat hohes Ansehen genießt, zuerst in Deutschland bekannt gemacht und ihm ebenso begeistertes Lob wie leidenschaftliche Ablehnung eingetragen. Dieses Mysterium, des Dichters tiefstes Werk und die Novellen an Bedeutung weit überragend, in einer deutschen Übertragung vorzulegen, war doppelte Pflicht: einmal den Dichter in seinem größten Werke zu zeigen und dann die Art der jüngsten russischen Literatur nach Verdienst bekannter zu machen als es die Gorkis und Korolenkos sind. Dieses Mysterium von den letzten Menschen führt in das Innere der Erde, wo sich die ewige Tragödie abspielt: die eine Partei will an die Oberfläche der Erde zurück, wo die Sonne ist – nun schon mehr eine Sage, aus alten Bildern gelesen –, die andere, die Partei der Wissenden, kennt nur noch den Tod als letztes Ziel, der über den Dächern im luftleeren Raume herrscht. Die Lichtsehnsüchtigen, die Naiven siegen: das Licht bricht in die Tiefen und mit ihm der Weltuntergang: die künstliche Luft entweicht in den Äther. Dieses tiefe Symbol: den Kampf der Wissenden und der Naiven, der Erkenntnis und des Rausches hat Brjussoff in wundervoller Plastik zum stärksten dichterischen Ausdruck gebracht.

MAURICE RENARD · DER DOKTOR LERNE

Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack.
Gedruckt bei Poeschel & Trepte, geb. in der Werkstatt v. Carl Sonntag jun., Leipzig. Ausgabe auf Bütten M 12.–, geb. M 5.50, brosch. M 4.50.

Ein groteskes Spiel mit naturwissenschaftlichen Möglichkeiten, ein geistreicher Scherz in Form eines »Schauerromans« mit der bis aufs äußerste spannenden Handlung, eine Wellsiade, die bis zum Paradoxen geht und alle Vorgänger an Erfindung und Gestaltungsvermögen schlägt, ein Roman voll Witz und Grauen, Tiefsinn und Skandal, Abenteuern und Ironie, ein cauchemare, das sich in Lachen auflöst – so und toller noch als Worte es beschreiben können, ist dieser Roman eines jungen Franzosen, der seine Phantasie schießen läßt wie das grausige Auto seines Helden, der ein Stier wird und wieder ein Mensch und leidensvoller Zeuge einer Art von Experimenten deren schaudervolle Praxis einer ferneren Zeit wohl angehören mag. Der Ernst, mit dem der Autor seinen ungeheuern Fall vorträgt, wird den feiner Hinhörenden nicht über die im Letzten ironische Absicht des Verfassers täuschen, mit der er die lustig bis ans Äußerste gespannten Nerven wieder entspannt.

ADELBERT VON CHAMISSO
PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius. Luxusausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Japan in graugepreßtem Leder vergriffen. 1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, M 6.—. Zweite Auflage in silbergrau gedrucktes Orangebütten broschiert M 4.50

FRIEDRICH HEBBEL · JUDITH

Neudruck der ersten Ausgabe mit 10 Vignetten und 10 Vollbildern von Thomas Theodor Heine

Luxusausgabe: 100 numerierte, vom Künstler signierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in Ledereinband nach dem Entwurfe von Th. Th. Heine vergriffen. Büttenausgabe: 1000 Exemplare auf Van Gelder-Bütten, mit den Vollbildern auf echtem Japan zum Preise von M 10.—. ZWEITE AUFLAGE mit den Illustrationen auf Japan, in Büttenumschlag broschiert M 6.—

DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei

Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand koloriert. Vollbild. vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes von Constantin Somoff

Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moireeseide als Vorsatz, zum Preise von Mark 50.—. Ausgabe auf Van Geldern-Bütten: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von Mark 25.—. In altes französisches Vorsatzpapier gebunden M 12.—.

ANDRÉ GIDE: DER SCHLECHT-GEFESSELTE PROMETHEUS

Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard.

Bei Poeschel & Trepte auf Velin gedruckt u. in Carl Sonntag jun. Werkstatt, Leipzig, geb. M 4.—, Luxusausgabe M 12.—

Die Schriften dieses französischen Dichters sind dem deutschen Leser auch in Übertragungen nicht unbekannt. Diese groteske Novelle behandelt in geistvoller Weise das Problem des Gewissens, als welches der Adler ist, der sich von des Prometheus Leber nährt, bis dieser zu besseren Einsichten kommend den Adler schlachtet und in sonderbarer Gesellschaft verspeist. Die Wirkung Nietzsches auf den heutigen französischen Geist wird aus diesem ebenso tiefsinnigen, wie humorvollen Buche deutlich. 25 numerierte Exemplare werden auf Van Gelder gedruckt und in der Werkstatt von Carl Sonntag jun., Leipzig in englisches Leder gebunden. Preis M 12.—

DIE PUDERQUASTE
EIN DAMEN-BREVIER

Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt. Von Franz Blei.

Herstellung: Poeschel & Trepte und Carl Sonntag jun. in Leipzig Broschiert M 4.50, gebunden M 5.40, in Ganzleder auf Bütten M 15.—

Einleitung — Die Mode — Der Schmuck — Moral für die Frau — Die Schwärmer — Von der Liebe — Von der Eifersucht des Mannes — Der Tanz — Die Abenteurerin — Die Schminke — Die Gefühle — Von der Keuschheit — Das Bücherlesen — Vom Jargon — Dalila — Die Ehe — Der Indiskrete — Der Schleier — Die Superiorität — Die Schamhaftigkeit — Der Sonnenschirm — Die Grausamkeit — Die Palastkatze von Fontainebleau — Die Treue — Der Flirt — Der Tausch — Ein Gesetz der Mode — Der Kunstgenuß — Schönheitsideale — Das Mieder — Die Leidenschaft — Die Camargo — Modekupfer — Der Beau — Die moralische Illusion — Der unbekannte Chopin — Die Gelangweilte — Helgabal — Mme. de Hanska — Die Wartende — Das Reisen — Die Dichter — Die Kirche — Die Mutter — Das Himmelreich.

Früher erschienen:

JACQUES CAZOTTE
BIONDETTA DER VERLIEBTE TEUFEL

Zweite Auflage
Luxusausgabe M 15.—, geb. M 4.50, brosch. M 3.—

FRANZ BLEI, DAS LUSTWÄLDCHEN

Siebente Auflage
Luxusausg. vergriffen. Geb. M 4.50, brosch. M 3.—

ALFRED KUBIN

Mappe mit 15 Faksimiledrucken. Luxus-Ausgabe (auf Japan) M 30.—, Bütten-Ausgabe M 6.—

CARL STERNHEIM
ULRICH UND BRIGITTE, DRAMA

Luxusausgabe M 10.—, broschiert M 2.—

FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER MÄRCHEN

Deutsch von Hans von Guenther. Ausgestattet von Otto zu Gutenegg. Luxus-Ausgabe Mark 10.—, in Juchtenleder geb. Mark 5.—, brosch. Mark 2.—

AUSFÜHRL. BESPRECHUNGEN IM VERLAGSKATALOGE

SÄMTLICHE BÜCHER SIND DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN

PAUL CLAUDEL · MITTAGSWENDE

Drama. Deutsch von Franz Blei. Brosch. M 3.50, Luxusausg. M 12.—

Norbert Jacques in der „Frankfurter Zeitung":

Es gilt, einen Franzosen zu nennen, der ein Echter ist. Er heißt Paul Claudel und gibt seine Werke in einem der Pariser Verlage heraus, die nur für Freunde verlegen, sich der Entweihung fernhaltend, die das Buch im öffentlichen Buchhandel erlebt. Da er dazu nicht in Paris, nicht einmal in Frankreich wohnt, sondern irgendwo im östlichen Asien französischer Konsul ist, kennt man ihn in Frankreich nur im Kreise seines Verlages. Das Buch, dessen Verdeutschung ich hier registrieren soll, ist — was für deutsche Verhältnisse kennzeichnend ist — aus dem Manuskript übersetzt worden und auch noch nicht einmal im französischen Text erschienen. „Mittagswende" ist sein Titel. Ein Drama. Es besitzt europäische Zivilisation, der sich im Urwaldklima die Konturen verzerrt haben. Eine überheizte Intelligenz hat es geschrieben, und es ist stellenweise von ganz ungewöhnlicher Vehemenz, von visionärer Brutalität. Es ist Eis, das an tropischer Glut nicht zerschmilzt, sondern unberührt darin liegen bleibt. Besonders der erste, klarer gehaltene Teil, in dem Ehemann, vergangener und zukünftiger Liebhaber mit der schönen Frau an Bord eines Asienfahrers zusammen agieren, ist von einem rassigen, elementaren Cynismus. Das Buch, in deutscher Formel ausgedrückt, ist Wedekind. Aber ich will Claudel nicht beleidigen. Was bei „unserm" Wedekind zumeist in läppischer, plumper Deutlichkeit nur als Mittel zum Zweck erscheint, ist in diesem Drama „Mittagswende" zum reinsten Selbstzweck gesteigert... Franz Blei hat die „Mittagswende" in literarischer Weise in deutsche Sprache gebracht.

AUBREY BEARDSLEY
BRIEFE UND KALENDERNOTIZEN

Mit den vier Zeichnungen zu E. A. Poe, einem Selbstporträt und dem Facsimile des letzten Briefes.

Beardsleys Briefe, die eine reiche Quelle zur Kenntnis seiner Persönlichkeit erschließen, sind einzeln und fragmentarisch da und dort veröffentlicht worden. Die hier angekündigte Sammlung enthält 196 Briefe, zum Teil ganz unbekannte, sowie die sehr merkwürdigen Notizen Beardsleys; des weiteren die vier Zeichnungen des Künstlers zu E. A. Poe. Der Preis des Exemplars der Alexandra-Ausgabe beträgt 14 Mark. 25 Exemplare wurden auf Kaiserl. Japan abgezogen und in Leder gebunden. Diese Ausgabe ist vergriffen.

SÄMTLICHE BÜCHER SIND DURCH JEDE GUTE BUCHHANDLUNG ZU BEZIEHEN

DAS BÖRSENBLATT FÜR DEN DEUTSCHEN BUCHHANDEL Das offizielle Fachblatt des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, schreibt anläßlich der AUSSTELLUNG MÜNCHEN 1908: Die größten Anstrengungen macht hierbei der jüngste unter den Münchener Verlegern, Hans von Weber. Mit Entzücken betrachtet, durchblättert man seine Bücher, von denen jedes — auch nach der buchtechnischen, äußerlich formalen Seite hin — ein Kunstwerk darstellt. Jedes Werk bildet eine dem Inhalt angepaßte aparte künstlerische Einheit, bei der das einzelne miteinander und dieses wieder mit dem Ganzen im schönsten Einklang steht. Der Bildschmuck ist mit feiner Abwägung der Gesamtwirkung in den Text eingefügt. Die Kapitelüberschriften, die Kolumnentitel und auch Seitenzahlen, Anmerkungen usw. ordnen sich geschmackvoll in das ganze Bild der Seite ein. Die Größe der Schrift steht im richtigen Verhältnis zum Satzspiegel. Die Druckschrift ist in Form und Schnitt gewählt. Druckfarbe, Druckpapier, Vorsatzpapier und Einband sind fein gegeneinander abgewogen. Kurz aus jedem Werke spricht der vollentwickelte Sinn und das volle Verständnis des Verlegers für die harmonische Schönheit des Buches.

DER MORGEN schreibt: Jedes von diesem Hause edierte Werk zeichnet sich durch aparte Ausstattung sowohl in der äußeren Form, wie in der Wahl der Typen, Vorsatzpapiere usw. aus.

Die DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION schreibt: Der Münchener bibliophile Verlag Hans von Weber hat unter einer Reihe in jeder Beziehung glänzend ausgestatteter Bücher auch eine illustrierte Ausgabe von Chamissos ewig jungen »Peter Schlemihl« herausgebracht. Dies Buch verdient nach unserer Meinung als das originellste der originellen Weberschen Bücher ganz besondere Beachtung. Ausstattung, Druck, Papier, Titelumschlag reiht sich den übrigen wundervoll ausgestatteten Büchern dieses Verlags würdig ein. Wir haben es hier sicher mit einem Illustrationswerk ersten Ranges zu tun, das dem Geschmack des Verlegers das beste Zeugnis ausstellt und nicht nur dem Buchliebhaber, sondern jedem künstlerisch empfindenden Menschen eine willkommene Gabe sein wird.

Die TÄGLICHE RUNDSCHAU (Fr. v. Bülow) schreibt: Dieser Verlag zeichnet seine Bücher durch künstlerisch schöne, gediegen-vornehme Ausstattung aus, die sie zu Geschenken besonders geeignet macht.

Die KUNST FÜR ALLE: Es ist wirklich eine Freude, die schmucken Bändchen durchzublättern, die er in der letzten Zeit auf den Büchermarkt gebracht hat. Die Wahl der Stoffe und vor allem ihre buchmäßige Gestaltung zeigen uns, daß wir es hier mit einem Verleger von hohem Geschmack zu tun haben, der moderne Empfindungen richtig erfaßt und in selbsttätigem Ästhetizismus schöpferisch weitergebildet hat.

In der ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE beginnt Feodor von Zobeltitz eine längere Besprechung folgendermaßen: Eine Reihe von Neudrucken, die sich durch ihren illustrativen Schmuck und ihre schöne Ausstattung in hervorragendem Maße auszeichnen.

VERLAGSKATALOG U. PROSPEKTE DES HYPERION KOSTENFREI



FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.



HYPERION 1908; INHALTSVERZEICHNIS

DIE TEXTE DES ERSTEN BANDES:

Rainer Maria Rilke: Gedichte 1
Hugo von Hofmannsthal: Das Bergwerk zu Falun; der letzte Akt 4
Heinr. Mann: Gretchen; eine Novelle 10
Carl Schüddekopf: Goethe u. Jacobis Woldemar 26
Wilhelm von Scholz: Gedichte 41
Franz Blei: Katholische Meditation 42
Carl Sternheim: Don Juan I 52
Peter Heyden: Wege der Liebe 79
Verhaeren-Scharf: Der Auszug 86
Franz Kafka: Betrachtung 91
Julius Maier-Graefe: Die Romreise 95
Hans v. Guenther: Die zehn Sonette von den Frauen 99
Redaktionelle Mitteilungen 104
Max Dauthendey: Die Mondscheinrune 105
Robert Gournay: Drei Gespräche mit einer Kaltsinnigen 108
Goethes Briefwechsel mit Christian von Mannlich und ein Brief der Frau von Stein 131
Richard Dehmel: Nachtgebet 154
Kurt Martens: Caritas Mimi; Novelle 155
Paul Wiegler: Deutsche Politik 175
Peter Heyden: Gedichte 182
Paul Claudel: Die Musen; eine Ode. Deutsch von K. L. Ammer 185
Max Brod: Ein Lied des Friedens 196
Norbert Jacques: Der heidnische Sonntag 197
Redaktionelle Mitteilungen 216
Otto Vrieslander: Es kommen Stunden <Hölderlin>.

DIE BILDER DES ERSTEN BANDES:

Constantin Somoff: Die Schlafende. Handkolorierte Strichätzung. — Thomas Theodor Heine: Judith. Strichätzung. — Pascin: Puppenfee. Handkolorierter Lichtdruck. — Hans von Marées: Lichtdruck nach einer Studie zur Amazonenschlacht. — Francesco Goya: Lichtdruck nach einem Aquarell. — Max Mayrs-

hofer: Sieben Lichtdrucktafeln nach Zeichnungen. — Toulouse-Lautrec: Studie zur Belle Helène; Lithographie. — Vincent Van Gogh: Landschaft. Strichätzung. — Vincent Van Gogh: Porträt. Strichätzung. — Paul Gauguin: Lichtdruck nach einer Gouache. — Paul Gauguin: Lichtdruck nach einer Kreidezeichnung. — C. Pissaro: Lichtdruck nach einer lavierten Zeichnung. — J. Laboureur: Zwei Originalholzschnitte. — Cervelli: Zwei Lithographien. — Aubrey Beardsley: Selbstbildnis v. 1894. Strichätzung. — Max Mayrshofer: Lichtdruck nach einer Gouache.

DIE TEXTE DES ZWEITEN BANDES:

George Meredith: Liebe im Tal, deutsch von Theodor Etzel 1
Heinse: Aus seinem Italienischen Tagebuch 7
Carl Sternheim: Don Juan II 37
Max Mell: Der Spiegel des Sünders; eine Erzählung 71
Karl Schloß: Gedichte 82
Franz Blei: Drei Briefe an einen jungen Mann 85
Franz v. Lobkowitz: Die Geschichte von dem kleinen Männlein 92
Redaktionelle Mitteilungen 104
Rudolf Borchardt: Zwei Sestinen 105
André Gide: Bethsabe; deutsch von Franz Blei 108
Franz Blei: Ein Gespräch von deutschen Dingen 115
Hans Carossa: Der Morgengang 125
René Schickele: Das Meer 128
Karl Vollmöller: Zwei Gedichte 144
Remy de Gourmont: Marginalien über Edgar Poe 147
Carl Sternheim: Don Juan III 151
Paul Ernst: Der Dichter und die Schauspielerin; eine Novelle in Briefen 175
Franz Blei: Drei Gedichte 192
Paul Wiegler: Anmerkungen 194
Heinrich Lautensack: Die Judentochter 199
Redaktionelle Mitteilungen 201

DIE BILDER DES ZWEITEN BANDES:

Heinrich Kley: Dreizehn Tafeln mit Strichätzungen. — Aubrey Beardsley: Strichätzung. — François Millet: Landschaft. Photolithographie. — Vincent Van Gogh: Landschaft. Strichätzung. — Ernst Matthes: Zeichnung. Strichätzung. — Paul Signac-Stremel: Venedig. Originallithographie. — Maillol: Zwei Studien. Photolithographie. — Rodin: Studie. Lithographie. — Toulouse-Lautrec: Kinderbildnis. Rötelzeichnung. Lithographie. — Toulouse-Lautrec: Studie zur Belle Hélène. Lithographie. — Toulouse-Lautrec: Die Polaire. Lithographie.

DIE TEXTE DES DRITTEN BANDES:

Gabriele d'Annunzio: Anrufung: Deutsch von Otto Frh. v. Taube 1
Eduard Stucken: Szene aus Lancelot und Elaine 2
Norbert Jacques: Landschaftliche Clownerie 4
Hans Benzmann: Das Gespräch mit Nikodemus 10

Karel Einstein: Verwandlungen, vier Legenden 11
Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau, deutsch von Heinrich Lautensack 19
Wilhelm v. Scholz: Einsame Terzinen 29
Hünny B. Maison: Herr von Seingalt, drei Szenen 30
René Schickele: Die weißen Nächte, Gedichte 44
Emil von Gebsattel: Zwei Briefe an den Dichter Chénedollé 46
Franz Blei: Glossen zur Frauenfrage 61
Gerhard O. Knoop: Die Venus von Milo 75
Reinhold von Walter: Meine Memoiren 77
Paul Wiegler: Anmerkungen 92
Redaktionelle Mitteilungen 96
Hugo von Hofmannsthal: Szene aus einer Komödie in Prosa 97
Robert Musil: Das verzauberte Haus, eine Studie 105
Maximilian Dauthendey: Sieben Gespenster und die Zeit 117
Alfred Walter Heymel: Dünenritt 119
Erich North: Vier Sonette 120
Alfred Richard Meyer: Im Park von Tiefurt 122
Carl Georg von Maaßen: Aus E.T.A. Hoffmanns Briefwechsel 123
Ludwig Bauer: Zur Kritik des Lebens 127
E. A. Poe: Der Rabe, deutsch von Theodor Etzel 135
Giovanni Pascoli: Die Hetäre, deutsch von Benno Geiger 139
Alexander Alexandrowitsch Block: Zwei Gedichte, aus dem Russischen von Reinhold von Walter 143
Giovanni Papini: Der Dämon sagte mir..., ein Märchen, deutsch von Andreas v. Marschlins 145
Franz Blei: Szenen aus Carl Sternheim's Don Juan 149
Paul Ernst: Die Liebe des Flibustierführers, eine Erzählung 158
Max Mell: Das Landgut des Baron Schnebel, eine Novelle 166
Villiers de l'Isle-Adam: Zwei Aufsätze über ihn von A. Symons und Henri de Régnier 178
Hermann Bahr: Der Schauspieler, Notizen 190
Redaktionelle Mitteilungen 193

DIE BILDER DES DRITTEN BANDES:

E. Nolde: Tanzboden, Lithographie. — Hugo von Habermann: Porträt, Lithographie nach einer Ölstudie. — E. Heckel: Porträt, Originalholzschnitt. — Cuno Amiet: Studie, Photolithographie. — J. J. Vrieslander: Originallithographie. — A. Thomann: Farbiger Originalholzschnitt. — Charles Guérin: Lithographie. — Gustav Klimt: Studie, Strichätzung. — Gustav Klimt: Studie, Photolithographie. — Toulouse-Lautrec: Studie Oscar Wilde, Strichätzung. — Toulouse-Lautrec: Zweifarbige Lithographie. — Toulouse-Lautrec: Drei Zeichnungen in Photolithographie. — Constantin Guys: Lavierte Zeichnung, Photolithographie. — Gustav Klimt: Studie, Strichätzung. — Ludwig von Hofmann: Pierrot, Lithographie. — Gordon Craig: Originalholzschnitt. — K. Bloos: Die Fischer, Originalradierung. — Hokusai: Handzeichnung, Strichätzung.



GUSTAV KLIMT

Studie. Lithographie


GVSTAV
KLIMT















